

Gendering George Spencer Brown? Die Form der Unterscheidung und die Analyse von Unterscheidungsstrategien in der Genderforschung

Katrin Wille

Im Zentrum der Genderforschung und der feministischen Forschung stehen zwei Unterscheidungen, nämlich die zwischen Frauen und Männern und die zwischen *sex* und *gender*. Die Variationsbreite der Genderforschung besteht darin, wie diese Unterscheidungen gebraucht werden oder wodurch sie ersetzt werden.¹ Gegenstand historischer und gegenwartsbezogener Analysen ist, wie die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern hierarchisch gewendet worden ist, wie sie Funktionsbereiche von Gesellschaften strukturiert hat und gegenwärtig (nicht mehr) strukturiert. Die Frage, ob und wenn ja wie die Unterscheidung verschiedene Funktionsbereiche von Gesellschaften strukturieren soll, gibt Anlass für kontroverse Debatten. Die Geschichte des Gebrauchs der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* vom produktiven analytischen Instrument zur Selbstkritik am Paradigma der Gegenüberstellung von „gegebenem“ *sex* und „gemachtem“ *gender* ist häufig dargestellt und oft wiederholt worden; sie gehört geradezu zu den Kerngeschichten der Genderforschung über sich selbst.² Durch diese Reflexion wird im theoretischen Selbstverständnis ein dynamischer Umgang mit Unterscheidungen verankert und die Kritik an fixierten Entgegensetzungen, an Dichotomien, ist fast zum selbstverständlichen Credo geworden.³

Unterscheidungen so zu verwenden, dass sie offen sind für Selbstkritik und dabei unbewegliche Dichotomien vermieden werden können, erfordert mehr als Darstellungen ihrer Geschichte, Appelle oder Absichtserklärungen – es erfordert die Reflexion auf die Bildung von Unterscheidungen selbst. In einer solchen Reflexion stellen sich Fragen wie die, ob es charakteristische Züge gibt, die

1 Als systemtheoretische Alternative zum Sex-und-Gender-Konzept versteht zum Beispiel Christine Weinbach die geschlechtsstereotypisierte Form „Person“; vgl. Weinbach (2003).

2 Zum Beispiel neueren Datums: Braun/Stephan (2005: 32) oder Schönwälder/Wille (2003). Stefan Hirschauer sieht hier die *differentia specifica* innerhalb des weiten Feldes der Geschlechterforschung zwischen den einzelwissenschaftlichen Forschungen, die die Geschlechterunterscheidung zur Wissensproduktion einsetzen und der Geschlechtsdifferenzierungsforschung, die die Geschlechterunterscheidung zum Thema hat; vgl. Hirschauer (2003: 475).

3 Aus der Tradition der kritischen Theorie zum Beispiel Becker-Schmidt (1998) und über die poststrukturalistische Auflösung von binären Oppositionen zum Beispiel Breger (2005).

Unterscheidungen von Nicht-Unterscheidungen unterscheiden, oder ob verschiedene Typen von Unterscheidungen beschreibbar sind, um Alternativen zu Dichotomien zu bestimmen oder ob ein Unterscheidungsgebrauch möglich ist, der sich im Unterscheiden selbst kritisch mitreflektieren kann.

Diesen in der Dynamik der Genderforschung selbst entstehenden Fragen nachzugehen, mutet wie ein Umweg an, der von den direkten Belangen der Genderforschung wegzuführen scheint. Umwege fordern immer einen Preis; sie kosten Zeit und verlangen die Bereitschaft, das Ziel oder den „Output“ für das vermeintlich „eigentliche“ Anliegen nicht immer vor Augen haben zu können. Aber sie versprechen auch Gewinn, der von François Jullien in seinem „Umweg über China“ so beschrieben wird: „Man weiß, dass die Philosophie in ihren Fragen verwurzelt ist und sogar regelmäßig in ihrer Tradition erstarrt. Um zu versuchen, in der Philosophie wieder neuen Spielraum zu finden, oder anders gesagt, um zu versuchen, wieder eine theoretische Initiative zu ergreifen, habe ich mich entschieden, mich von dem Geburtsland der Philosophie – Griechenland – zu entfernen und einen Umweg über China zu machen: Ein strategischer Umweg mit dem Ziel, die verborgenen Vorentscheidungen der europäischen Vernunft neu zu befragen und bis zu unserem Nicht-Gedachten zurückzugehen. Die Anfangsentscheidung soll also darin bestehen, durch einen Seitensprung Abstand zu schaffen, und dadurch eine Perspektivierung des Denkens zu ermöglichen. Ein solcher Umweg ist alles andere als exotisch, er ist methodisch“ (Jullien 2002: 171).

Der Umweg, der mit ähnlichen Zielen wie den von Jullien genannten hier gegangen werden soll, ist der über die Form der Unterscheidung, von wo aus sich eine andere Perspektivierung des Denkens in der Genderforschung ergeben kann. Die Frage nach der *Form der Unterscheidung* führt in das (Grenz-)Gebiet von Mathematik, Logik und Philosophie, um dort Unterscheidungen auf ihre Form hin zu befragen und einen einfachen und elementaren Grundbegriff zu gewinnen, von dem her sich ein mathematischer Kalkül aufbauen lässt, der die formale Logik fundieren kann und der Philosophie neue begriffliche Möglichkeiten eröffnet. Dies leisten die „Laws of Form“ von George Spencer Brown (die in der deutschen Diskussion vor allem durch Niklas Luhmanns Rezeption etwas bekannter geworden sind). Solch theoretische Initiativen wirken in andere Gebiete und Wissenschaften und bringen neue methodische Zugangsweisen mit sich. Dadurch kann deutlich werden, welche strukturellen Möglichkeiten für die Bildung von bestimmten Unterscheidungen zur Auswahl stehen, welche davon allgemeiner und offener sind, welche spezieller und festgelegter, welche zum Beispiel der Geschlechterunterscheidung bestimmte Bahnen vorzeichnen und andere versperren. Erst die Beschäftigung mit Form und Strukturen der Unterscheidung bringt die *Erkenntnis des Rahmens* mit sich, die die Arbeit an den

konkreten Sachfragen in erheblichem Maße lenkt und steuert und die die Ebene ist, auf der am ehesten wirksame theoretische Innovationen und Veränderungen stattfinden. Darin liegt das erste Ziel des Aufsatzes, ein Plädoyer für eine Formbetrachtung in der Genderforschung zu formulieren, also einen theoretischen Umweg über die Form zu gehen.

Dieses Potential der Form der Unterscheidung für die Soziologie als Wissenschaft hat vor allem Niklas Luhmann gesehen. Seine Interpretation der Form der Unterscheidung hat er in einem neuen soziologischen Ansatz zum Tragen gebracht und von dort her auch die „soziale Bewegung“ der Frauen- und Geschlechterforschung und den Umgang mit ihrer Grundunterscheidung analysiert. Der Umweg, den Luhmann über die „Laws of Form“ und Ansätze aus anderen Wissenschaften gegangen ist, entfaltet in seiner Theorie der Gesellschaft große Kraft und ist sicher ein wichtiges Beispiel dafür, wie sehr sich Umwege zur Arbeit an Grundbegriffen lohnen. In Luhmanns Analyse der Geschlechterunterscheidung in dem Text *Frauen, Männer und George Spencer Brown* von 1988 sind viele Entwicklungen innerhalb der Feministischen Bewegung und Forschung entweder nicht rezipiert oder noch nicht absehbar gewesen. In diesem Sinne ist der Text „alt“. Nach wie vor neu und in seinem Potential unausgeschöpft ist jedoch, eine unterscheidungstheoretische Perspektive einzunehmen.

Luhmann wendet seine unterscheidungstheoretische Auffassung, dass Unterscheidungen, um operationsfähig zu sein, prinzipiell asymmetrisch verfasst sein müssen, auf die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern an. Als grundlagentheoretische Referenz für diese These werden die „Laws of Form“ von George Spencer Brown mit ausgewählten Passagen über die „Form der Unterscheidung“ angeführt. Wird aber die Frage nach der Form der Unterscheidung gestellt, dann tun sich weit mehr Subtilitäten und Möglichkeiten auf, als Luhmann sie in seiner Analyse der Geschlechterunterscheidung und in anderen Analysen entwickelt hat. Es soll daher im Folgenden gezeigt werden, dass Luhmann mit seiner Rezeption der „Laws of Form“ nicht wirklich bis zur Form der Unterscheidung vorgedrungen ist, sondern mit seiner Interpretation eine komplexere, dadurch aber weniger allgemeine und somit beschränkter anwendbare „Struktur der Unterscheidung“ präsentiert und damit die Ebenen der Form und der Struktur konfundiert hat. Die Asymmetrie der Seiten einer Unterscheidung gehört nicht zur Form der Unterscheidung, sondern ist eine mögliche, aus der Form entwickelbare Unterscheidungsstruktur neben anderen möglichen. Demnach ist eine asymmetrische Unterscheidungsstruktur auch nicht notwendig die Struktur, innerhalb derer sich die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern zu organisieren hat. In der Kritik an Luhmanns Asymmetrie-These und dem Aufzeigen einiger Konsequenzen für die Geschlechterunterscheidung liegt das zweite Ziel dieses Aufsatzes.

Beide hier verfolgten Ziele geben dem Titel „Gendering George Spencer Brown?“ verschiedene Bedeutung und lösen das Fragezeichen am Ende anders auf. Für den ersten Teil, in dem das erste Ziel verfolgt wird, soll *Gendering* in einem schwachen Sinne nur so viel bedeuten wie den unterscheidungstheoretischen Ansatz Spencer Browns für die Genderforschung zu nutzen, um mehr Durchsichtigkeit und Beweglichkeit in der Verwendung von Unterscheidungen zu ermöglichen. In dieser Bedeutung wird die Frage „Gendering George Spencer Brown?“ positiv beantwortet.

Für den zweiten Teil, in dem das zweite Ziel verfolgt wird, bedeutet *Gendering* in einem stärkeren Sinne die Fixierung von Bewertungsasymmetrien durch die Verwendung binärer Geschlechtsstereotype. Die Verwendung der Unterscheidung zwischen Frauen und Männern als Leitunterscheidung der „Frauenforschung“ und „Frauenbewegung“ zementiere nach Luhmanns Asymmetrie-These die Struktur von Bewertungsasymmetrien. Die Konsequenz scheint zu sein, dass das Ziel der Frauenbewegung nur verwirklicht werden kann, wenn die Geschlechterunterscheidung nicht als Leitunterscheidung verwendet wird. Dieser These, dass man mit Spencer Browns „Laws of Form“ die (Bewertungs-)Asymmetrie von Unterscheidungen und so auch der Geschlechterunterscheidung zeigen kann, wird widersprochen und somit die Frage „Gendering George Spencer Brown?“ in diesem Bedeutungshorizont negativ beantwortet.⁴

1. Form und Geschlechterunterscheidung. *Gendering George Spencer Brown* – konstruktiv

1.1 Der Umweg über die Form der Unterscheidung

Vor allem zwei Anliegen der Genderforschung machen den Umweg über die Form der Unterscheidung sinnvoll. Zum einen gibt die Kritik an Dichotomien wie Körper/Geist, Natur/Kultur, Männer/Frauen, die häufig mit hierarchischen Bewertungen einhergehen, Anlass, nach anderen Arten des Unterscheidungsgebrauchs zu fragen und dabei den Unterscheidungsgebrauch selbst zu thematisieren. Zum anderen legen die Selbstreflexion und Selbstkritik an Unterscheidun-

⁴ Ein ganz anderer Sinn von *Gendering George Spencer Brown* wird in dem Buch von Sylvia Taraba „Das Spiel, das nur zu zweit geht. Die Seltsame Schleife von Sex und Logik. Eine Logik der ‚Gesetze der Form‘ von George Spencer Brown“ vorgeführt, indem mit der ersten Unterscheidung als Unterscheidung zwischen Frau und Mann gespielt wird, um ‚Logik und Sex zu paaren‘ und eine seltsame Schleife zu beschreiben, nach der Logik Sex erfordere und Sex Logik erzeuge; vgl. Taraba (2005).

gen wie der zwischen *sex* und *gender* und den damit verbundenen Unterscheidungsmustern zwischen ‚gegeben‘ und ‚gemacht‘ oder ‚fix‘ und ‚variabel‘ nahe, nach einem Umgang mit Unterscheidungen zu suchen, der solche Muster nicht impliziert. Um die nötige Distanz zu den kulturell tradierten dichotomen Unterscheidungen und zu den kritisierten Unterscheidungsmustern zu gewinnen, gerät der Begriff der Unterscheidung selbst in den Blick. Damit ist der Umweg von den konkreten Anliegen der Genderforschung zu der Arbeit an dem Grundbegriff der Unterscheidung schon beschritten, und es kommt darauf an, seine Reichweite zu ermessen. Die Fragen, die hier auftauchen, sind die, was Unterscheidungen eigentlich zu solchen macht, ob es also eine Form der Unterscheidung⁵ gibt, oder – unterscheidungstheoretisch ausgedrückt – was *Unterscheidungen unterscheidet*.

Die Form der Unterscheidung als das zu beschreiben, was *Unterscheidungen unterscheidet*, wirkt merkwürdig selbstreflexiv. Dadurch wird pointiert, was für die Form der Unterscheidung kennzeichnend ist: Deskription und Operation, Ergebnis und Prozess fallen zusammen. Denn das, was bestimmt oder beschrieben werden soll – Unterscheidung – ist gleichzeitig operativ – es wird unterschieden. Der Grundbegriff Unterscheidung kann also nicht anders bestimmt und geklärt werden als durch Verwendung eben dieser Bestimmungsmomente. In diesem Sinne ist die Form der Unterscheidung die Unterscheidung der Unterscheidung.

Die Form der Unterscheidung erschließt sich über einen theoretischen Weg des *Verlernens*.⁶ Mit „Verlernen“ ist gemeint, dass in der reflexiven Distanzierung von herkömmlich gemachten Unterscheidungen die Aufmerksamkeit auf den Prozess des Unterscheidens selbst verschoben wird und somit Unterscheidungen nicht mehr quasi automatisch vollzogen werden. Dies Verlernen von bestimmten Unterscheidungen kann als Verfahren der *Entleerung* verstanden werden, eine Entleerung von konkreten Inhalten von Unterscheidungen so weit und so lange, bis der Blick von dem *Was?* zum *Wie?* kippt. Ist der Ausgangspunkt die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern – wie zumeist in der Genderforschung – gilt es in dem Verfahren der Entleerung von dieser Unterscheidung abzusehen und damit auch von allen Zuschreibungen zu Frauen und zu Männern, von den Meinungen über das Verhältnis der Geschlechter, von dem dichten Gewebe von Mikropraktiken und institutionellen Rahmungen, die die Geschlechterunterscheidung wirksam machen – oder auch nicht, von den individuellen, kollektiven oder strukturellen Motiven, diese Unterscheidung explizit

⁵ Die folgende Skizze ist aus der Exegese der „Laws of Form“ von George Spencer Brown hervorgegangen; vgl. dazu Schönwälder/Wille/Hölscher (2004).

⁶ Vgl. dazu ausführlicher: Wille/Hölscher (2004). Vgl. zu dem Anspruch Spencer Browns (1994: xxv, xxvii).

oder implizit zu verwenden, z.B. im Falle politischen Engagements, gegen Ungleichheit anzutreten. Das Verfahren der Entleerung bezieht alle inhaltlichen Unterscheidungen ein, auch so grundlegende wie die zwischen „System und Umwelt“ sowie auch formale Unterscheidungen zwischen verschiedenen Symboltypen wie z.B. solchen in der Aussagenlogik für Sätze wie „p“, „q“ und solchen für Verknüpfungsoperationen wie z.B. „^“ für „und“, „v“ für „oder“. Auch Raum und Zeit sollen nicht als bestehende Strukturen vorausgesetzt werden und Unterscheidungen wie oben/unten, innen/außen oder vorher/nachher sind zu verlernen. Auf diesem Weg des Verlernens wird es möglich, den *Prozess des Unterscheidens* selbst zu betrachten (oder mit der Form zu beginnen, die „erste“ Unterscheidung zu treffen), ohne vorgegebene Unterscheidungen zu verwenden, die dem Prozess des Unterscheidens noch voraus liegen und ihn bedingen. Alles, was zu dem Prozess des Unterscheidens gehört, muss in ihm selbst auftauchen und in Abhängigkeit von dem Prozess mit entstehen. Mit der Form bzw. der ersten Unterscheidung ist ein philosophischer Anspruch erhoben, der nicht dahin geht, ein ontologisch Erstes (wie klassisch einen ersten Anfang, eine erste Ursache) auszumachen, sondern mit einer vollständig relationalen Gedankenbewegung zu beginnen, die durch nichts als sich selbst determiniert ist. Daraus lässt sich eine *methodologische Maxime* ableiten, die ungefähr so lauten könnte: *Bei der Entwicklung des Prozesses der Unterscheidung darf auf nichts zurückgegriffen werden, was außerhalb des Prozesses der Unterscheidung liegt.*

Die Theorieebene der Form der Unterscheidung ist gekennzeichnet durch maximale Entleerung und maximale Verdichtung. Entleert, und das heißt hier maximal einfach und rein formal, ist die Form der Unterscheidung, da eben von allen inhaltlichen Bestimmungen und strukturellen Komplexitäten abgesehen worden ist. Die theoretische Kraft solcher Entleerung liegt darin, den Prozess, die (Gedanken-)Bewegung in seiner Relationalität durchblicken zu können: Nichts besteht außerhalb dieses Prozesses und ist damit ohne jede eigene Qualität und Bestimmtheit und in diesem Sinne leer. In der Entleerung liegt aber gleichzeitig die Verdichtung. Denn durch jede inhaltliche Bestimmung und jede Bedeutungszuweisung würde die Form auf einen bestimmten Bereich bezogen, festgelegt und in ihrer Anwendung auf ganz andere Bereiche möglicherweise verhindert. Durch die Entleerung ist der Möglichkeitsraum für die Bildung konkreter Strukturen maximal offen, alle diese Möglichkeiten sind gewissermaßen in der Form verdichtet, ohne präformiert oder durch die Form determiniert zu sein. Die Dichte der Form der Unterscheidung erfüllt sich erst in der Vielfalt der möglichen konkreten Strukturen und Differenzierungen und damit ist die Form der Unterscheidung auf die Bildung von Strukturen, die Konkretisierung und Anwendung in bestimmten Situationen bezogen. Andersherum steigen die

Strukturbildungen, Anwendungen und Konkretisierungen erst aus der Form der Unterscheidung auf und bleiben auf diese bezogen. Denn die (Bewegung der) Form garantiert den inneren Zusammenhang der Elemente einer Struktur, die innerhalb von Strukturen als selbständige Aspekte auseinander zu treten scheinen, ohne den konstitutiven Beziehungen zwischen ihnen den Vorrang zu geben. Die Multiplizität der Deutungen und Differenzierungen, die in der Form kondensiert sind, machen die Form der Unterscheidung zu einem Drehpunkt zwischen verschiedenen Kontexten.⁷

1.2 Der Prozess des Unterscheidens

Im Prozess des Unterscheidens werden *Trennungen und Bezüge gleichzeitig* hergestellt. Es werden Seiten, Zustände, Bereiche voneinander geschieden, getrennt, voneinander abgeschlossen. Durch Abgrenzung entsteht gewissermaßen Raum für etwas Neues. Erst durch die theoretische und sprachliche Erzeugung von Unterschieden ergeben sich Freiräume und Handlungsmöglichkeiten. Zum Beispiel wurde durch die *sex/gender*-Unterscheidung *zunächst* ein Handlungsspielraum gewonnen, durch den *gesellschaftliche* Ungleichheiten und benachteiligende Geschlechter-Asymmetrien ausgesprochen und Veränderungen eingeklagt werden konnten. Trotz oder gerade wegen der Abgeschlossenheit der unterschiedenen Bereiche gegeneinander hängen die unterschiedenen Seiten zusammen und stehen in einer Beziehung aufeinander. Zum Beispiel wurden aus unterscheidungstheoretischer Sicht in der Kritik Judith Butlers an der *sex/gender*-Unterscheidung die theoretischen Gefahren einer einseitigen Betonung der Trennung der beiden Seiten aufgezeigt, dagegen die Einsicht in die Bezogenheit der beiden Seiten thematisiert und in einigen Konsequenzen entfaltet (vgl. z.B. Butler 1991).

Wird diese Gleichzeitigkeit von Trennungen und Bezügen im Prozess des Unterscheidens genauer betrachtet, so sind vier Punkte festzuhalten:

a) *Trennen/Beziehen*: Beides, die Trennung und die Beziehung, entstehen in *Abhängigkeit* voneinander. Keines hat Vorrang, weder einen *zeitlichen* Vorrang, also keines ist früher als das andere, noch einen *logischen* Vorrang, keines ist Voraussetzung für das andere in dem Sinne, dass das eine unabhängig ge-

⁷ Zu den Möglichkeiten, die dieser *Rückgang zur Form* birgt, schreibt der Mathematiker und Spencer Brown Interpret Louis Kauffman: „Once we follow a structure back into what seems to be its essential simplicity, there is a new and wider view available, and this view compounded with what we already knew, leads to a new way to hold the entire matter and more possibility to move into even deeper simplicity. [...] By moving into simplicity, we make room for a world with even greater complexity“ (Kauffman 2000: 92).

ben sein muss, damit das andere möglich ist. Vielmehr ist beides füreinander Voraussetzung, die Trennung für die Beziehung und die Beziehung für die Trennung. Aber damit kommt der Ausdruck „Voraussetzung“ an seine Grenzen, denn Voraussetzungen meinen meist eine Abhängigkeit in eine Richtung. Wenn etwas Voraussetzung für etwas anderes ist, dann ist das andere von der Voraussetzung abhängig, nicht aber die Voraussetzung von dem, wofür sie Voraussetzung ist. Auch ist es nicht sinnvoll, einen der beiden Prozesse höher zu bewerten als den anderen, keiner ist wichtiger als der andere. Ein solcher Maßstab für das Mehr oder Weniger wichtig, der die Frage: wichtiger in Bezug auf was? beantworten müsste, würde außerdem eine inhaltliche Unterscheidung einspielen, die ja gerade nicht auf die Ebene der Form gehört.

Merkwürdig dabei ist, dass Trennen und Beziehen gegenläufige Prozesse zu sein scheinen. Entweder sind zwei Dinge getrennt oder sie sind aufeinander bezogen. Aber genauer besehen stiftet Trennung selbst eine Art von Beziehung und Beziehung braucht einen gewissen Sinn von Trennung, durch den Verschiedenes entsteht, das in Beziehung zueinander stehen kann.

b) *Seiten der Unterscheidung*: Der Prozess des Unterscheidens erweist sich als ein solcher, der aus zwei Prozessen konstituiert ist, die in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen und gegenläufig sind. Der Prozess des Unterscheidens ist also kein einfacher Prozess, sondern einer, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, ein (dynamisches) Gefüge oder eine Form zu schaffen aus einem Doppelprozess (Trennen/Beziehen) und den beiden voneinander abgeschlossenen, abgegrenzten, getrennten und aufeinander bezogenen Bereichen, dies müssen mindestens zwei sein.

c) *Medium*: Mit dieser Form von getrennten – bezogenen Seiten entsteht aber auch noch *der Zusammenhang*, in dem die abgeschlossenen Bereiche und ihre Beziehung aufeinander möglich sind. Für den Doppelprozess des Trennens und Beziegens muss ein Medium oder ein Rahmen, Raum, Ort, Kontext, Horizont oder eine Situation *mit entstehen*, in denen die Bedingungen für diesen Doppelprozess geschaffen werden. Nicht in allen Medien (Rahmen, Räumen, Orten, Kontexten, Horizonten, Situationen) können zwei Bereiche voneinander getrennt werden, so dass sie zu Verschiedenen werden. Zum Beispiel können innerhalb einer Weltanschauung, für die ein starkes Konzept von „natürlicher Bestimmung“ konstitutiv ist, die beiden Seiten *sex* und *gender* kaum voneinander getrennt werden. Es ist äußerst schwierig, das Mitentstehen dieses Mediums (Rahmen, Raum, Ort, Kontext, Horizont, Situation) der Unterscheidung so zu beschreiben, dass dabei nicht immer wieder die Perspektive des *Wie?* oder der Form verloren zu gehen droht. Denn dieses Moment ist nichts, was der Unterscheidung der Bereiche vorausginge und was für sich selbst einen Bestand hat. Das Medium (Rahmen, Raum, Ort, Kontext, Horizont, Situation) der Unter-

scheidung wird mit den anderen Momenten der Form hervorgebracht und liefert gleichzeitig die Bedingungen des Hervorgehens der Unterscheidung. Auch hier muss wieder die gegenseitige Abhängigkeit bedacht werden, sonst wird ein Moment als Vorausgesetztes, für sich Bestehendes von dem Prozess des Unterscheidens unterschieden, und man verliert die Perspektive des Hervorgangs der Unterscheidung und die Frage nach dem *Wie?* wird wieder zur Frage nach dem *Was?*.

Die andere Herausforderung bei der Beschreibung des Mediums als eines Moments der Form der Unterscheidung ist die, dass das Medium nicht einfach als ein dritter Bereich neben den beiden voneinander unterschiedenen Bereichen zu verstehen ist. Das Medium liefert gleichsam den Hintergrund, der sich der fokussierenden Aufmerksamkeit entzieht und unterhalb der Schwelle des Wahrnehmbaren bleibt, aber *in* dem Prozesse möglich sind und sich vollziehen. Erst in der konkreten Unterscheidung wird das Medium gleichsam indirekt beschreibbar und wahrnehmbar. Für sich selbst kann es in seiner Funktion als Medium nicht zum Gegenstand gemacht werden, da Unterscheidungen *in* ihm und nicht ihm *gegenüber* stattfinden. Weil dies den Bedeutungsraum des Ausdrucks „Medium“ besonders ausmacht, wird dieser den anderen Ausdrücken, die dies Moment der Form der Unterscheidung auch beschreiben können, wie Rahmen, Raum, Ort, Kontext, Horizont oder Situation, zunächst vorgezogen.

d) *Motiv*: Unterscheidungen sind nicht einfach gegeben, sondern entstehen aus dem Prozess des Unterscheidens, dessen Komplexität sich in der Reflexion darauf zeigt. Ein Prozess ist eine Art Bewegung und dazu gehört etwas, das den Prozess in Bewegung bringt und hält. Dieser Beweggrund, dieses Motiv darf auf der Ebene der Form, der Sicht des *Wie?* wiederum nicht als dem Prozess des Unterscheidens vorgängig von diesem unterschieden werden, sondern muss als dem Prozess des Unterscheidens intern verstanden werden.

Um die Trennung der beiden Bereiche voneinander zu vollziehen und zu halten, ist es nötig, irgendeine Wertverschiedenheit zwischen ihnen zu sehen. Diese Wertverschiedenheit ist keine Bewertungshierarchie, ein mehr oder weniger als, besser oder schlechter als, denn dadurch würden wieder externe Maßstäbe, also andere Unterscheidungen hinein getragen. Vielmehr kann dieses Sehen einer Wertverschiedenheit als *Wozu?* der Unterscheidung verstanden werden, in dem ihre Praxis, ihre Wirksamkeit liegt. Dieses *Wozu?* der Unterscheidung entsteht mit der Unterscheidung, mit dem Unterschiedensein der Seiten voneinander und in dem Unterschiedensein der Seiten wird deren *Wozu?*, deren Wirksamkeit deutlich. Das Motiv ist also nicht wie eine äußerliche Absicht, ein der Unterscheidung vorausgehender Plan zu verstehen. Die Wirksamkeit, das *Wozu?*, der Wert, zeigt sich im Prozess des Treffens einer Unterscheidung.

Dies ist einerseits eine Übung im relationalen Denken und in der Beziehungsform gegenseitiger Abhängigkeit. Andererseits liegt darin auch eine Alltagsplausibilität, denn wie oft kann man erleben, wie Absichten, Pläne, die man sich vornimmt, nicht in Handlungen umgesetzt werden. Die Äußerlichkeit der Absichten ist häufig geradezu spürbar und man fällt in die Lücke zwischen Absicht und Handlung mitten hinein. In solchen Situationen wird der Unterschied zwischen zwei ‚Intentionstypen‘, der äußerlichen Absicht, die nicht intern mit der Handlung verbunden ist und dem, was hier *Motiv* (*das, was bewegt*) genannt sein soll und was intern mit der Handlung bzw. der Unterscheidung verbunden ist, offenbar.⁸

Damit ergibt sich bei diesem Moment des Prozesses der Unterscheidung eine ähnliche Schwierigkeit wie bei dem Moment des Mediums: Das Motiv ist fast nie aus Absichtserklärungen zu entnehmen, sondern erschließt sich aus der Unterscheidung selbst und dem sie stützenden Netz von anderen Unterscheidungen. Die beiden Momente, Medium und Motiv (*das, was bewegt*), sind sehr eng miteinander verbunden.

Entscheidend für den komplexen Prozess des Unterscheidens ist dessen konsequente Relationalität, die gegenseitige Abhängigkeit der Momente des Prozesses der Unterscheidung, also der Seiten, der Art der Trennung, die gleichzeitig die Beziehung stiftet, des Mediums und des Motivs. Um Unterscheidungen zu bilden, die in praktischen und theoretischen Kontexten verwendet und mit anderen Unterscheidungen in Beziehung gesetzt werden können, ist es nötig, auf Momente des Unterscheidungsprozesses hinzuweisen, sie zu bezeichnen bzw. mit Namen zu versehen. Durch die Bezeichnung der Seiten der Unterscheidung treten diese hervor, die anderen Momente, die zum Prozess des Unterscheidens gehören, treten zurück und es liegt die Aufmerksamkeit auf den Seiten. Dadurch wird die relationale Form der Unterscheidung in die Konkretion gebracht, um aus ihr heraus die Fülle von Differenzierungen entstehen zu lassen, also verschiedene Formen (im Plural) aus der Form (im Singular, also der relationalen Gedankenbewegung) zu entwickeln, die dort als mögliche Erscheinungsweisen kondensiert und verdichtet sind. In diesem Differenzierungsprozess spielen die Namensgebungen eine besondere Rolle, deren Funktion vor allem darin besteht, ein Moment aus der gegenseitigen Abhängigkeit von den anderen Momenten zu lösen und damit die Möglichkeit des Für-Sich-Selbst-

⁸ Vergleiche die Unterscheidung Wittgensteins zwischen dem *Willen* als internes Moment der Handlung selbst und dem *Wunsch* als empirisches Phänomen, das der Handlung zeitlich vorangehen kann und vom Willen logisch unabhängig ist. Z.B. in den Tagebüchern, Eintrag vom 4.11.1916: „Wünschen ist nicht tun. Aber, Wollen ist tun... Dass ich einen Vorgang will, besteht darin, dass ich den Vorgang mache, nicht darin, dass ich etwas Anderes tue, was den Vorgang verursacht“ (Wittgenstein 1984: 183).

Stehens zu schaffen, also aus einem *Moment* ein *Element* zu machen. Durch die Fokussierung der Aufmerksamkeit auf die Seiten der Unterscheidung und die Betonung der Trennung der Seiten voneinander entstehen *Unterschiede*.

1.3 Situationen in der Form

Die Internalität der beiden Momente Medium und Motiv im Vollzug des Unterscheidens machen diese beiden Momente schwer greifbar und führen in den Beschreibungsversuchen zur Vervielfältigung von Ausdrücken, die zusammengekommen eine Annäherung an diese Momente ermöglichen. Ein Ausdruck, der das Zusammenspiel der beiden Momente verdeutlichen kann und eigene Akzente setzt, ist der der „Situation“. Die Rede von „Situationen“ hat in der Genderforschung zum Beispiel durch Donna Haraways „situiertes Wissen“ (Haraway 1995: 80) einen festen Platz. Dabei wird meist der Gegensatz zwischen konkreter Situation und abstrakter Struktur aufgerufen. Welche Seite dieses Gegensatzes präferiert wird, hängt von der theoretischen Orientierung ab. In der feministischen Diskussion wird häufig gegen die Seite der abstrakten Struktur polemisiert. Luhmann spricht in seinem Text *Frauen, Männer und George Spencer Brown* dagegen vom „Chaos der Situationen“ – Situation hier als Inbegriff von Beliebigkeit und Nichtsystematizität verstanden. „Situation“ gehört also zu den Begriffen, die theoretische Kontroversen provozieren können, dabei ist es aber wichtig, sich zwischendurch immer wieder darüber zu verständigen, was damit – in welcher theoretischen Situation – jeweils gemeint sein soll.

Die philosophisch-phänomenologische Verwendung des Ausdrucks „Situation“ kann dazu beitragen, den beiden Momenten Medium und Motiv der Form der Unterscheidung eine ihnen angemessene vage Schärfe zu geben.

„Immer in Situationen zu stehen“ gehört für die phänomenologischen Beschreibungen unauflöslich zum Menschen und ist Konstitutionsbedingung von Selbstbewusstsein. Der Mensch, sein Ich, sein Selbst sind nicht isolierbar aus den Situationen, in denen er steht, ohne dass sich Mensch, Ich oder Selbst auflösen. Das „Immer in Situationen Stehen“ steht also für die nicht reduzierbare Bezogenheit und Einbettung jedes Einzelnen in „seine“ Situation(en). In der situativen Bezogenheit des Menschen bilden sich erst weitere Unterscheidungen heraus, wie zum Beispiel die zwischen einer empfundenen wie mentalen Innenwelt und einer externen Außenwelt. Dabei interessiert, *wie* diese hochgradige Konstruktion von *innen* und *außen* in menschlichen Grundsituationen hervorgeht, modelliert wird und ineinander verschwimmt. Der Mensch steht *in* Situationen, bzw. *in* ineinander geschichteten Situationen und nicht ihnen gegenüber. Situationen sind zeitlich (geschichtlich) und räumlich verfasst, haben keine

festen Grenzen und sind in Ausschnitten erfahrbar. Sie liefern Rahmenbedingungen für die Gestaltungsspielräume und Gestaltungsnotwendigkeiten des Menschen. Situationen liegen deshalb unterhalb der Schwelle der Vergegenständlichung; es ist nicht möglich, gegenständliches Wissen von ihnen zu haben.

Genau wie es in den phänomenologischen Situationsbeschreibungen mit aller Deutlichkeit betont wird, entzieht sich auch das Medium als der Raum, in dem Unterscheidungen getroffen oder auch nicht getroffen werden können, notorisch der Vergegenständlichung, der Möglichkeit, darauf hinzuweisen und es mit einem Namen zu versehen. Die beiden Formulierungen Spencer Browns, „durchdringender Raum“ (pervasive space) und „ungeschriebenes cross“ (unwritten cross) haben die angemessene vage Schärfe, das Moment des Mediums in seiner Präsenz als „durchdringend“ und in seiner Absenz als „ungeschrieben“ zu erinnern (vgl. Spencer Brown 1994: 7).

Charakteristisch für die Verwendung des Ausdrucks *Situation* ist die Betonung der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit von Situationen. Diese Bedeutungsschicht der Singularität und Individualität muss aber im Zusammenhang mit dem Gedanken der Implikationen von Situationen ineinander dargestellt werden, wie „Innensituationen“ in „Umfassungssituationen“ enthalten und Situationen auf Situationen bezogen sind (vgl. zum Beispiel Rombach 1987: 152ff.). Dabei werden *Grundsituationen* des Menschen herauskristallisiert (wie Ungesicherheit, Orientierungsbedürftigkeit), die dann immer in individuellen, das heißt einmaligen und unwiederholbaren Situationen erfahren und gelebt werden. Denn nur, wenn der Mensch von solchen Grundsituationen konkret betroffen ist, von ihnen angegangen wird oder ihren Aufforderungscharakter „empfindet“ (vgl. zum Beispiel Rombach 1987: 154ff.), wird eine Situation zu „seiner“ individuell gelebten Situation. Dadurch wird deutlich, dass Situationen nicht äußerliche Gegebenheiten sind, sondern in konkreten Vollzügen erst geschaffen werden.

Nur wenn dieses Implikationsverhältnis von Grundsituationen (als strukturelle Situationstypen) und individuellen, konkreten Situationen übersehen wird, können sich theoretische Fronten aufbauen. Denn mit dem philosophischen Situationsbegriff wird versucht, das Problem des Auseinanderfallens von Einzelem, Individuellem auf der einen Seite und Allgemeinem, Strukturellem auf der anderen Seite durch die Anlage der Situations-Begrifflichkeit zu unterlaufen.

Mit dem, was zum Beispiel der Phänomenologe Heinrich Rombach den „Angang“, die „Betroffenheit“ oder den „Aufforderungscharakter“ der Situation nennt (Rombach 1987: 154ff.), kann das Zusammenspiel zwischen dem *Medium* als der Situation, in der eine Unterscheidung stattfindet und dem *Motiv*, mit dem eine Unterscheidung getroffen wird, erhellen. Das, was angeht, betrifft, auffor-

dert – die Situation also – und der, der *seine* Situation erschafft, bilden einen Wirkzusammenhang. Es ist also nicht so, dass die Situation ein zufälliges Geschehen ist, nach dem sich der Mensch zu richten hat, sondern dieser Aufforderungscharakter der Situation muss gewissermaßen gehört, angenommen, beantwortet werden, so erst entsteht eine Situation. Unterscheidungstheoretisch formuliert heißt das: Das, was bewegt, eine Unterscheidung zu treffen (das Motiv) und das Treffen einer Unterscheidung bilden einen Wirkzusammenhang. Wie bei der Situation gilt, dass das Motiv kein objektiver Anlass und auch kein unabhängig von der Unterscheidung gefasster Entschluss ist, sondern erst in dem Treffen der Unterscheidung als Motiv entsteht. Jedes Moment wird zu dem, was es ist, abhängig von den anderen Momenten im konkreten Vollzug. Diese strukturelle Ähnlichkeit erlaubt es, „Situation“ und „Motiv der Unterscheidung“ durcheinander zu erhellen. Die Stärke des Situationsbegriffes liegt darin, die Ebene des Strukturellen mit der Ebene der konkreten Vollzüge zu verschränken. Durch die Situation aktualisieren sich Strukturen und erschaffen dadurch auch erst *ihre* Situationen.⁹

Für die unterscheidungstheoretische Betrachtung der vielfältigen Strukturen der Geschlechterunterscheidung ist die Engführung von *Motiv* und *Situation* hilfreich. Denn da in den gesellschaftlichen Funktionszusammenhängen die Struktur der Geschlechterunterscheidung immer weniger oder gar nicht mehr vorgeschrieben wird, ist auch in den Interaktionen ein breiter Spielraum für verschiedenartige Unterscheidungsspiele entstanden. Es besteht immer mehr die Möglichkeit, auf eine Situation, in der eine Frau zum Beispiel mit einem Unterscheidungsspiel der Geschlechterhierarchie „angegangen“ wird, mit eben dieser Struktur zu antworten (oder eben auch nicht), dadurch die Situation nicht anzunehmen und durch eine andere Unterscheidungsstruktur eine neue Situation zu schaffen. Die Chance der Gegenwart besteht also darin, mit verschiedenen Unterscheidungsstrukturen der Geschlechterunterscheidung zu experimentieren, indem gleichzeitig auf Situationen geantwortet wird und Situationen erschaffen werden.

1.4 Die Geschlechterunterscheidung und die Form der Unterscheidung

Die Geschlechterunterscheidung von der Ebene der Form her zu betrachten, birgt die Chance, den Verlernprozess auch in Bezug auf diese Unterscheidung

9 Im konkreten Vollzug von gleichzeitig gegebenen und geschaffenen Situationen liegt meines Erachtens der theoretische Ort für den Beobachter (observer), der in der Komposition der „Laws of Form“ bewusst nicht am Anfang steht, sondern eben erst als Wiedereintritt (Betrachtung, Darstellung) in die Form der Unterscheidung hervorgeht; vgl. das 12. Kapitel der „Laws of Form“ von George Spencer Brown (1994).

zu nutzen und hinter alle konkreten Bestimmungen, Regeln, Qualifizierungen, Unterscheidungen bestimmter Art, Werte, Normen, Verbote sowie selbstverständliche Voraussetzungen zurückzugehen bis zu dem einfachen Gedanken einer Unterscheidung zwischen Zuständen. Von dort aus kann das Tun erinnert und zugleich reflektiert werden, was nötig ist, um eine Unterscheidung wie die zwischen Frauen und Männern aufzubauen. Auf diesem Weg des Aufbaus werden verschiedene Scheidewege sichtbar, anhand derer sich jeweils verschiedene Strukturen ausbilden. Also können aus der immer wieder neuen Beschäftigung mit der Ebene der Form neue Ideen für die Strukturbildung und vor allem Argumente gegen vorschnelle Festlegungen vermeintlich notwendiger Unterscheidungsstrukturen gewonnen werden.¹⁰ Die Einbeziehung der Ebene der Form der Unterscheidung in die Geschlechterforschung hat eine verfremdende, eine analytische, eine kritische und eine selbstreflexive Dimension. Dies soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

a) *Verfremdend*: Die theoretische Aufmerksamkeit von den inhaltlichen Unterscheidungen auf den Unterscheidungsprozess als solchen zu verschieben, bewirkt eine Verfremdung der inhaltlichen Unterscheidungen, wie der Geschlechterunterscheidung oder der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender*. Diese Unterscheidungen verlieren auf dem (Um)Weg zur Form der Unterscheidung ihre Selbstverständlichkeit, werden fremd, merkwürdig, unwahrscheinlich. Die Kunst der Verfremdung liefert für viele Wissenschaften, insbesondere für die Philosophie und die Soziologie immer wieder zentrale Erkenntnisimpulse. Der Weg weg von den inhaltlichen Bestimmungen der Geschlechterunterscheidung hin zu den Fragen nach den Bedingungen ihres Auftauchens und ihrer Funktionsweise¹¹ ist ein zentraler Schritt, um unser Alltagswissen über die Geschlechterunterscheidung zu verfremden. Verschiedene Spielarten dieser Kunst der Verfremdung zeigen sich zum Beispiel in soziologischen Analysen, in denen die Geschlechterunterscheidung als Unterscheidung erstaunlich wird, wie der klassisch gewordenen von Erving Goffman zur geschlechtlichen „Zuordnungspraxis“ von Babies „durch das Ansehen des nackten Kinderkörpers, insbesondere der sichtlich dimorphen Genitalien [...], die derjenigen ähnelt, die bei Haustieren vorgenommen wird“ (Goffman 2001: 107). Oder auch durch Gedankenexperimente, wie z.B. das von Judith Lorber von einer Welt ohne die Kategorien Frauen und Männer (Lorber 1999: 401ff.), kann die soziale Organisation der gegenwärtigen Gesellschaft befremdlich wirken. Fremdheit erzeugend wirken natürlich auch ethnologische Forschungen, die von gänzlich anderen Umgangsweisen mit ‚Geschlecht‘ berichten, wenn ‚Geschlecht‘ zum Beispiel weni-

10 Dies wird im zweiten Teil in Bezug auf Luhmanns Formbegriff und eine Ableitung für die Geschlechterunterscheidung vorgeführt.

11 Für die Soziologie so beschrieben z.B. bei Degele (2003: 17).

ger zentral mittels des Körpers gegeben, sondern durch bestimmte Tätigkeiten erworben wird.¹² Die Distanzierung von der Geschlechterunterscheidung, z.B. in dem Text von Goffman und die Auflösung der Geschlechterunterscheidung als soziale Kategorie, z.B. in dem Text von Lorber können als wichtige Verfremdungsschritte auf dem Weg der Entleerung von allen inhaltlichen Bestimmungen bis zum relationalen Prozess des Unterscheidens als solchem verstanden werden.

b) *Analytisch*: Der Weg der Entleerung führt zu verschiedenen Momenten des Prozesses des Unterscheidens als solchem, den Seiten der Unterscheidung (1), der Gleichzeitigkeit von Trennung und Beziehung der Seiten (2), dem Medium der Unterscheidung (3), dem Motiv der Unterscheidung (4). Diese vier Momente entstehen in wechselseitiger Abhängigkeit voneinander. „Was“ dann die Seiten der Unterscheidung „sind“, ergibt sich aus der Art, wie sie (in welchem Medium und aus welchem Motiv) voneinander abgegrenzt werden und aus der Art, wie sie (in welchem Medium und aus welchem Motiv) aufeinander bezogen werden. Die Seiten der Unterscheidung sind Ergebnis dieser doppelten Relationsbestimmung.

Die Momente Medium und Motiv der Unterscheidung in den Blick zu bringen, ist schwierig und nur begrenzt möglich, denn beide Momente entziehen sich der (vollständigen) Vergegenständlichung. Um dem Medium der Unterscheidung dennoch auf die Spur zu kommen, sind Fragen folgender Art hilfreich: Wie muss der (mediale) Raum beschaffen sein, in dem die Unterscheidung zur Erscheinung kommen kann? Und das heißt genauer: Wie muss der (mediale) Raum beschaffen sein, in dem die unterschiedenen Seiten voneinander abgegrenzt und aufeinander bezogen werden können? Es liegt nahe, dass bei den Medien der Geschlechterunterscheidungen eher Moral und Wertsysteme, Interaktionssysteme (innerhalb derer die Geschlechterunterscheidung nach wie vor außerordentlich wirksam ist und ordnungsstiftende Aufgaben erfüllt) oder Funktionssysteme der Gesellschaft (innerhalb derer die Geschlechterunterscheidung an Bedeutung verloren hat)¹³ relevant sind und nicht so sehr „klassische“ Kandidaten für Medien wie Licht, Luft, Raum oder Zeit.

Auch für das Motiv der Unterscheidung besteht die Schwierigkeit, dies der Unterscheidung interne Moment im Blick zu halten. Hierfür können Fragen

12 Dazu z.B. Tietz (2001) oder eine Zusammenstellung verschiedener kultureller Praktiken und Deutungen in der „Encyclopedia of Sex and Gender. Men and Women in the World's Cultures“.

13 Wie diese beiden Seiten zusammenpassen, die Indifferenz der gesellschaftlichen Funktionssysteme gegenüber der Geschlechterunterscheidung auf der einen Seite und die Wirksamkeit der Geschlechterunterscheidung in Interaktionssystemen auf der anderen Seite, reflektiert z.B. Armin Nassehi aus systemtheoretischer Perspektive; vgl. Nassehi (2003).

hilfreich sein wie: Wozu wird eine Unterscheidung gemacht und gebraucht?¹⁴ Für welches Problem ist die Unterscheidung eine Lösung? Was für Wirkungen sollen mit der Unterscheidung erzielt werden? Welcher Wert wird der Unterscheidung beigemessen? Was erlaubt die Unterscheidung zu sehen? Was für Handlungen erlaubt sie?

Werden diese Momente im konkreten Umgang mit Unterschieden wie dem zwischen Frauen und Männern oder *sex* und *gender* berücksichtigt, dann weitet sich die theoretische Aufmerksamkeit von den Unterschieden, also nur den Seiten der Unterscheidung, für die weiteren Momente, die zum Prozess eines jeden Unterscheidens gehören. Dadurch wird es möglich, verschiedene Unterscheidungsstrukturen zu analysieren und einen Überblick über das breite Spektrum von Möglichkeiten zu gewinnen.¹⁵ Eine traditionelle, wiewohl in der Lebenswelt parallel oder gegenstrebend zu anderen Unterscheidungsstrukturen immer noch wirksame Struktur ist z.B. die, zwei Seiten, die der Frauen und die der Männer zu unterscheiden und die Möglichkeit von mehr als zwei Seiten durch die Art der *Trennung* und *Beziehung* der beiden Seiten zu tabuisieren oder zu abnormalisieren. Die Trennung der beiden Seiten wird durch die Zuschreibung verschiedener Wesenszüge vorgenommen und die beiden Seiten werden in eine einfache hierarchische Beziehung gesetzt. Zu dem Medium, das in einer solchen asymmetrischen Unterscheidungsstruktur sichtbar wird, ohne als Medium der Unterscheidung vollständig vergegenständlicht werden zu können, kann ein Naturbegriff gehören, durch den „Natur“ als etwas jeder Gestaltung Enthobenes erscheint. Zu dem internen Motiv einer solchen Unterscheidungsstruktur zählt z.B. die Zuweisung gesellschaftlicher Rangordnungen. Werden Medium und Motiv der Unterscheidung einer kritischen Reflexion unterzogen und dadurch thematisiert, entsteht eine neue Unterscheidungsstruktur, die ihr Medium und ihr Motiv im kritischen Vollzug mit entstehen lässt.

c) *Kritisch*: Die kritische Dimension der Form der Unterscheidung liegt vor allem in deren Relationalität, die das zentrale Ergebnis des Prozesses der Entleerung ist. Jedes der Momente der Unterscheidung entsteht in Abhängigkeit von den anderen. Diese Relationalität der Momente sollte nicht nur für die Auffindung der Form der Unterscheidung (vgl. Abschnitt 1.2), sondern auch für die Analyse und Kritik von Unterscheidungen sowie den Umgang mit Unterschieden methodologische Maxime sein: Keines der Momente der Unterscheidung ist per se Voraussetzung für die anderen oder unabhängig von den anderen Momenten. Dies gerät durch die Bezeichnung der Seiten in unserer sprachlichen Praxis der Namensgebung leicht aus dem Blick. Werden Seiten der Unterscheidung

14 Z.B. Judith Lorber gibt auf diese Frage eine klare Antwort: Die *raison d'être* der heutigen sozialen Institution *gender* ist *gender*-Ungleichheit, vgl. Lorber (1999: 402).

15 Vgl. einen Überblick über die Verschiedenheit der Strukturbildungen in Wille (2007).

mit Namen versehen, wie „Frauen“ und „Männer“ oder „sex“ und „gender“, geschieht es häufig, dass die Seiten aus dem Bedingungs- und Entstehungsgefüge der Form der Unterscheidung gelöst und so behandelt werden, als seien sie unabhängig von ihrem Trennen/Beziehen, ihrem Medium und dem Motiv vorhanden.¹⁶ Der vielfach erhobene Vorwurf der Reifizierung, Essentialisierung und Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit durch die Frauen/Männer-Unterscheidung oder des biologischen Geschlechtes durch die *sex/gender*-Unterscheidung (vgl. Butler 1991, 1997; Hagemann-White 1984, 1988; Gildemeister/Wetterer 1992) richtet sich aus unterscheidungstheoretischer Sicht genau gegen die Fixierung eines Momentes aus der relationalen Gesamtfigur der Form der Unterscheidung. Eine Verwendung von Bezeichnungen und Namen der Seiten der Unterscheidung, die der Relationalität der Form der Unterscheidung Rechnung trägt, betont nicht so sehr die repräsentative Funktion von Namen, sondern die performative, durch die die Seiten der Unterscheidung erst entstehen, indem sie aus dem Gefüge der Form der Unterscheidung herausgehoben werden. Interessant wird dann dieser Prozess des Entstehens, der die Beziehung auf die anderen Momente der Form der Unterscheidung präsent hält. Die kritische Dimension der Form der Unterscheidung legt nahe, diese Abhängigkeit der Momente der Unterscheidung voneinander immer wieder neu ins Spiel zu bringen. Dadurch werden isolierte *Elemente* zu *Momenten* der Form der Unterscheidung ‚verflüssigt‘.

Da die Seiten der Unterscheidung ja nur sind, was sie sind in Abhängigkeit von der Art, wie ihre Trennung voneinander und ihre Beziehung aufeinander bestimmt werden (im geeigneten Medium und mit internem Motiv), wird jeder Unterscheidungsgebrauch einer kritischen Nachfrage unterzogen, der diesen Zusammenhang nicht transparent hält und der keine Auskunft geben kann über die Bestimmung von Trennung und Beziehung und ihren Zusammenhang. Dichotomien zum Beispiel sind Unterscheidungen, bei denen die Art der Trennung so bestimmt werden muss, dass nicht mehr als zwei Seiten und keine Übergänge zwischen den beiden Seiten möglich sind. Die Bezogenheit der Seiten aufeinander, die auch und gerade in der Betonung ihrer Getrenntheit zu der ‚Grammatik‘ von Unterscheidungen gehört, wird dabei meist ausgeblendet. Bei einem dichotomen Unterscheidungsgebrauch muss in einer kritischen Reflexion sehr genau nach den internen Motiven und der Angemessenheit der Medien gefragt werden wie nach dem Moment der Beziehung, durch das – wieder von seiner ‚Grammatik‘ her – Hin- und Herbewegungen zwischen den Seiten, also Oszillationen

16 Dies ist kein Charakteristikum von Sprachen schlechthin, sondern ist in anderen Sprachen anders, z.B. im Altchinesischen, vgl. dazu Elberfeld (2003).

möglich sind und dadurch prinzipiell den Raum eröffnen für Hybridbildungen oder für dritte oder mehr Möglichkeiten.

d) *Selbstreflexiv*: Aus der kritischen Dimension, die Kritikmöglichkeiten an traditionellen und gegenwärtigen Unterscheidungen bereitstellt, ergibt sich auch die selbstreflexive Dimension, durch die die Verwendung von Unterscheidungen innerhalb der eigenen Theoriebildung reflektiert werden kann. Die eigenen Unterscheidungen können zum einen auf ihre Momente hin befragt werden und zum anderen ist zu prüfen, ob im Umgang mit der Unterscheidung auch die gegenseitige Abhängigkeit, also die Relationalität der Momente transparent gehalten wird. Geschieht dies nicht, werden Unterscheidungen, wie die *sex/gender*-Unterscheidung gezeigt hat, kontraproduktiv. Jedes Hervorheben von einem der Momente, wie z.B. der Seiten der Unterscheidung, ist ein Prozess der theoretischen Aufmerksamkeit, die dadurch von anderen Momenten abgewendet wird. Dies ist im Gebrauch immer wieder nötig, muss aber als Prozess der Aufmerksamkeitsfokussierung erinnert werden.

2. Form und asymmetrische Struktur. *Gendering George Spencer Brown* – kritisch

Die Polemik von Luhmanns Aufsatz *Frauen, Männer und George Spencer Brown* hat in der Vermutung ihren Grund, dass die „Logik“ von Unterscheidungen (auch der zwischen Frauen und Männern) diesen eine bestimmte Konsequenz und Wirksamkeit vorgebe und die Unterscheidung von Frauen und Männern von der „Frauenbewegung“ und „Frauenforschung“ einerseits weiter verwendet, andererseits die Konsequenzen derselben beklagt würden. Denn wenn die Asymmetrie der Seiten einer Unterscheidung zur „Logik“ von Unterscheidungen selbst gehört, die durch die Verwendung der Unterscheidung produzierten Asymmetrien dann von der „Frauenforschung“ beschrieben, beklagt und zu ändern eingefordert werden – und dabei die Unterscheidung selbst auf ihren Anteil bei der Produktion der Zustände nicht hin befragt wird – dann scheint das Problem der Geschlechterungerechtigkeit, wenn nicht selbst produziert, so doch stabilisiert und das Nachdenken darüber tragisch unterkomplex. Alle Aktivitäten können dann lediglich als Aktionismus gewertet werden, der nur dem „Chaos der Situationen“ gehorcht. *Situationen* und *Logik* geraten in dieser Perspektive in eine scharfe Kontraposition.

Für das Fundament seines differentialistischen Ansatzes und die Reflexion auf die „Logik“ von Unterscheidungen wählt Luhmann die „Laws of Form“ von George Spencer Brown und arbeitet im Anschluss daran vielfältig mit dem Ausdruck „Form der Unterscheidung“. Nach den Ausführungen im ersten Teil des

vorliegenden Textes gehören zur Ebene der Form der Unterscheidung die vier Momente und ihr relationales Verhältnis. Mit jeder näheren Bestimmung von einem der Momente wird die Ebene der Form verlassen und eine mögliche *Unterscheidungsstruktur* entwickelt. Die vielen verschiedenen Arten und Weisen, die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern oder die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* zu gebrauchen, sind als (ziemlich konkrete) Unterscheidungsstrukturen analysierbar. Aber auch eine vergleichsweise viel abstraktere Beschreibung des Verhältnisses der (beiden) Seiten der Unterscheidung als asymmetrisches, gehört schon nicht mehr auf die Ebene der Form, sondern auf die der variierbaren Unterscheidungsstrukturen. Luhmann scheint also mit seiner Rede von der asymmetrischen „Logik“ von Unterscheidungen den für die Form der Unterscheidung notwendigen Entleerungsprozess nicht in aller Konsequenz, nämlich bis zur Grenze zwischen Form und Leere, mitverfolgt zu haben. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass und inwiefern Luhmann die Ebenen der Form der Unterscheidung und die der Unterscheidungsstrukturen konfundiert hat.¹⁷

2.1 Was mit der Asymmetrie-These gemeint sein könnte

Zunächst sei Luhmanns Interpretation der Form der Unterscheidung auf ihre interpretatorischen Richtungsentscheidungen hin kritisch befragt, um die Interpretation *als Interpretation* hinter dem Anspruch sichtbar werden zu lassen, die Form der Unterscheidung sei die eine singularische „Logik“ von Unterscheidungen, die den Umgang mit konkreten Unterscheidungen steuert. An die grundlegenden Thesen Luhmanns über das Verhältnis von Unterscheiden und Bezeichnen, die in dem Text über die Geschlechterunterscheidung *Frauen, Männer und George Spencer Brown* und an vielen anderen Stellen sehr knapp und dadurch gewissermaßen in einem hohen Tempo vorgestellt werden, und an das von ihm entwickelte Interpretationsvokabular werden Fragen gerichtet mit dem Ziel, die dahinter stehenden Entscheidungen und nicht gewählten Alternativen wieder auftauchen zu lassen. Der Fokus liegt auf den allerersten und

¹⁷ Eine Merkwürdigkeit in den systemtheoretischen Diskussionen besteht darin, dass die Luhmannsche Darstellung der Spencer Brownschen Form der Unterscheidung mit zu den unbefragten Ausgangspunkten gehört, die laufend wiederholt und verwendet werden. Deshalb scheint es mir geboten, einen Diskussionsstrang zu eröffnen, der diesen Ausgangspunkt philosophisch reflektiert. Dies scheint aber nicht nur eine Systemtheorie-externe begriffliche Forderung, sondern auch eine Systemtheorie-interne, wenn es z.B. in den transkribierten Vorlesungen von 1993 *Einführung in die Systemtheorie* heißt, dass aus dem sehr allgemeinen Formbegriff eine sehr allgemeine Theorie entwickelt werden könnte, die auch über die Systemtheorie noch einmal hinausgehen würde, vgl. Luhmann (2004: 76).

grundlegenden Interpretationsentscheidungen, die die Konsequenz der asymmetrischen Struktur von Unterscheidungen verständlich machen. Andere Punkte, die sich anschließen, wie die (paradoxe) Zusammengehörigkeit von Unterscheiden und Bezeichnen, das „Re-entry“ können in diesem Rahmen nur angedeutet werden.

Theoretischer Ausgangspunkt sind für Luhmann ganz allgemein Unterscheidungen, seinen Ansatz nennt er selbst *differentialistisch*. Denen eignet eine bestimmte (aus der Lektüre der „Laws of Form“ gewonnene) „Logik“, die mit der Verhältnisbestimmung von Unterscheiden und Bezeichnen einsetzt, welche ungefähr so zusammengefasst werden kann:

Gegenstand der Analyse von Unterscheidungen ist zunächst die Operation des Unterscheidens, also das Vollziehen oder Gebrauchen einer Unterscheidung (1). Dabei werden zwei Seiten durch eine Grenze getrennt und gleichzeitig durch sie gegeben (2). Bei diesem Vollziehen oder Gebrauchen einer Unterscheidung sind zwei verschiedene Funktionen zusammengefasst, nämlich zum einen das Unterscheiden von zwei Seiten und zum anderen das Bezeichnen von einer der beiden Seiten. Dadurch ist die Form der Unterscheidung immer eine Zweiseitenform (3). Die andere, nicht bezeichnete Seite ist durch die Operation des Überschreitens (crossing) zugänglich und das gilt durch die in der Ausgangsoperation bereits angelegte Asymmetrie (4).

Diese hoch konzentrierten theoretischen Schritte sind in systemtheoretischen Kreisen nur allzu bekannt,¹⁸ kommen sie doch in den meisten Texten Luhmanns in leichten Variationen vor. Aber, mit Hegel gesprochen, ist nicht alles, was *bekannt* ist, *erkannt* und gerade die häufige Verwendung entpuppt sich manchmal als Erkenntnishindernis, wenn nicht immer wieder für theoretische Räume gesorgt wird, in denen das Bekannte zwecks immer neuer Erkenntnis (die man ja in einem operationalen Ansatz nie hat, sondern immer wieder gewinnt) verfremdet werden kann. Es seien deshalb eine Reihe von Fragen nach den Implikationen und Hintergründen der oben nummerierten Thesen gestellt und diskutiert:

- 1 Was bedeutet es, mit der *Operation* des Unterscheidens zu beginnen und was spricht dafür?

Theoretische Ansätze, die Operationen oder Prozesse anstelle von Begriffen über theoretische Entitäten, wie Gegenstände oder Unterschiede in den Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit rücken, gehen davon aus, dass solche theoretischen

¹⁸ Vgl. zum Beispiel die Darstellung dieses Theoriekerns bei Elena Esposito (2003: 74) in Anwendung auf Luhmanns Text *Frauen, Männer und George Spencer Brown*.

Entitäten durch Operationen generiert werden und die Begriffe der Entitäten eben diese Operationen beinhalten.¹⁹

- 2 Warum wird für den Prozess des Unterscheidens das Unterscheiden von *zwei* Seiten betont und nicht von drei, vier oder mehr Seiten?

Klar ist, dass „Unterscheiden“ mindestens eine zweistellige Operation ist. Es macht keinen Sinn zu sagen: Ich unterscheide x, sondern die Operation „Unterscheiden“ ist nur dann vollständig ausgeführt, wenn x mindestens von y unterschieden wird, aber eben durchaus auch von z usw. Luhmann motiviert seine Beschränkung auf Unterscheidungen zwischen nur zwei Seiten bzw. die Behauptung, dass „Unterscheidungen Zweieroppositionen, Duale sind“ durch einen pragmatischen Hinweis auf informationsverarbeitungstechnische Vorzüge von binären Schematisierungen, die nur in weitläufigen Untersuchungen geklärt werden könnten und hier als bekannt vorausgesetzt werden müssen (Luhmann 2003: 44). Plausibilisierungen über die Nützlichkeit und den technischen Erfolg binärer Schematisierungen oder über alltagssprachliche Gewohnheiten, häufig zwei und nicht mehr Seiten zu unterscheiden (wie zum Beispiel gut/böse, richtig/falsch, oben/unten, wichtig/unwichtig u.v.m.) sind keine ausreichenden Argumente für die Entwicklung einer theoretischen Form zum Prozess des Unterscheidens als solchem.

Luhmann orientiert sich an einem ohne Zweifel sehr elementaren Typ von Unterscheidung, nämlich der „Unterscheidung durch Negation“, wie ‚Wahrheit/Un-Wahrheit‘, ‚Eigentum/Nicht-Eigentum‘ oder noch allgemeiner: ‚Dies/Nicht-Dies, also alles Übrige‘ oder ‚Dies/nichts Anderes‘. Dieser Typ von Unterscheidung ist geeignet, jeden Auswahlakt schlechthin in seiner grundlegenden Verfassung zu beschreiben und findet damit bei jedem kognitiven Akt, jeder Wahrnehmung, jeder Kommunikation Anwendung. Die Elementarität der Unterscheidung als „Unterscheidung durch Negation“ scheint ein starkes Argument für die Zweiseitigkeit der Form der Unterscheidung zu sein. Auf der theo-

¹⁹ Ein in diesem Sinne operationaler Ansatz ist zum Beispiel auch der philosophische Pragmatismus, vgl. folgende Stelle bei John Dewey: „Der Begriff der Länge ist also dann festgelegt, wenn die Operationen, durch welche die Länge gemessen wird, festgelegt sind; das heißt, der Begriff der Länge beinhaltet gerade so viel wie die Menge der Operationen, durch welche die Länge bestimmt wird, und nicht mehr“ (Dewey 1998: 113). Spencer Browns Ausgangspunkt in den „Laws of Form“ ist ebenfalls die Operation der Unterscheidung. Es sei auf den berühmten Beginn des zweiten Kapitels „Draw a distinction“ und auf die Ausführungen über seine „injunktive Methode“ verwiesen. *Injunktionen* versteht Spencer Brown als Anweisungen, theoretische Prozesse selbst zu vollziehen, um zu Wissen zu gelangen. Denn durch die Beschreibung von Sachverhalten oder die Mitteilung von Aussagen könne kein Wissen vermittelt werden, vgl. Spencer Brown (1994).

retischen Ebene der Form nach Spencer Brown gehört aber selbst die Operation der Negation (als einstellige Negation von etwas) nicht zu dem Prozess des Unterscheidens, sondern ist als eine (wenn auch sehr elementare) *Interpretation* zu verstehen.²⁰

Die Wahl dieses Typs von Unterscheidung steht in enger Verbindung mit dem nächsten Schritt, nämlich dem, dass nur eine der beiden Seiten bezeichnet wird, nicht beide. Darin liegt für Luhmann geradezu der Zweck von Unterscheidungen, dass man das Eine statt des Anderen bezeichnen will.

- 3 Was ist mit *Bezeichnen* gemeint? Und aus welchen Gründen wird nur eine der beiden Seiten bezeichnet?

Unter *Bezeichnen* kann Verschiedenes verstanden werden: ‚hervorheben‘, ‚mit einem Zeichen versehen‘, ‚benennen‘, ‚darauf hinweisen‘, ‚zum Gegenstand der Untersuchung machen‘, ‚die Aufmerksamkeit darauf richten‘ oder ‚gebrauchen‘. Die erste Bedeutung ‚mit einem Zeichen versehen‘ und dadurch ‚benennen‘, scheint durch den Rekurs auf Spencer Brown zunächst im Vordergrund zu sein, da im zweiten (semiotischen) Kapitel der „Laws of Form“ ein Zeichen für den Hinweis auf einen Zustand vorgestellt wird.²¹

Bei der Luhmannschen Rede von *Bezeichnen* schwingt sehr stark die Bedeutung von ‚gebrauchen‘, ‚verwenden‘ mit. Hat man zwei Seiten durch eine

20 Auf der Ebene der Form ist nicht explizit die Rede von *zwei* Seiten, obwohl dies durch die Formulierung ‚die eine und die andere Seite‘ und das Beispiel des Kreises im ersten Kapitel der „Laws of Form“, durch den zwei Seiten voneinander unterschieden werden, nahe gelegt ist. Die Ebene der Form und auch die daraus zu entwickelnde Primäre Arithmetik sind aber explizit nicht-numerische, sondern die numerische Arithmetik erst ermöglichende theoretische Schritte. Deshalb ist hier das Wichtigste, dass Seiten unterschieden werden, deren Verschiedenheit durch die Abgrenzung voneinander erschaffen wird, und nicht *wie viele* Seiten.

21 Es wird im zweiten Kapitel gezeigt, dass die einfachste Art, auf zwei verschiedene Werte hinzuweisen, darin besteht, auf den einen Wert mit einem Namen und auf den anderen Wert durch die Nicht-Verwendung des Namens hinzuweisen also zwei verschiedene Arten des Hinweisens zu verwenden. Ein Hinweis, ein Name, ein Zeichen hat zwei charakteristische Beziehungen, sozusagen die vertikale Beziehung (Signifikant – Signifikat) und die horizontale Beziehung zu den anderen Zeichen bzw. hier zu den anderen Momenten der Form der Unterscheidung. In diesem Sinne ist jedes Zeichen zum einen *Ausdruck für*, *Hinweis auf* und zum anderen *selbst eine Unterscheidung*, also immer eine Form. Wenn die horizontale Beziehung in den Vordergrund tritt, dann wandelt das Zeichen seine Funktion: Es wirkt nicht mehr als *Hinweis auf*, sondern als *Aufforderung die Grenze zu überschreiten*, von einer Seite, einem Zustand zu dem anderen zu gehen und den Übergang der Zustände und ihre Verbindung über die Grenze zu realisieren. Hervorbringung und Darstellung fallen zusammen. Damit sind die „Laws of Form“ ein Beispiel für das, was heute als „Performativität formaler Sprachen“ diskutiert wird (Krämer 2005). Die Ausdrücke des Kalküls bezeichnen nicht nur Rechenoperationen, sondern sind Rechenoperationen, es wird vollzogen, was beschrieben wird.

Grenze voneinander unterschieden, soll man nicht beide gleichzeitig gebrauchen können, sonst wäre die Unterscheidung sinnlos. In diesem Bedeutungshorizont erscheint die Luhmannsche Betonung, dass nur eine von beiden Seiten bezeichnet werden kann, wie eine unterscheidungstheoretische Reformulierung des Nicht-Widerspruchsprinzips: Für eine Unterscheidung gilt, dass nicht beide Seiten zur gleichen Zeit für den gleichen Zweck verwendet werden können.²² Wird die Bezeichnung *System* gebraucht, dann kann nicht zur gleichen Zeit für den gleichen Zweck die Bezeichnung *Umwelt* gebraucht werden. Wenn zwei Seiten voneinander unterschieden sind, dann können nicht beide Seiten im gleichen Sinne verwendet werden. Luhmann scheint so etwas im Sinn zu haben, wenn er *Bezeichnen* manchmal als ‚gebrauchen‘ bestimmt und an einem Beispiel erläutert, dass man bei der Unterscheidung zwischen Männern und Frauen in einer Verwendungssituation fragen könnte: ‚Ist das ein Mann oder eine Frau?‘ Eine Antwort, die die Unterscheidung wirklich verwendet, kann immer nur eine entweder-oder Antwort sein. Dieses Beispiel deutet darauf hin, dass nicht prinzipiell eine der beiden Seiten nicht bezeichnet werden kann, sondern dass in einer Situation nicht beide zugleich bezeichnet und d.h. gebraucht werden können. Damit hieße *Bezeichnen* so etwas, wie ‚eine der beiden Seiten aktualisieren‘, ‚aktuell aufrufen‘. Und wenn eine Unterscheidung immer nur zwei Seiten haben kann, die in einem entweder-oder Verhältnis gebraucht werden können, dann gilt auch das Tertium non datur (Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten).²³ Luhmann führt zu diesem Entweder-Oder an einer Stelle weiter aus: Würde man nun in einer Situation weder die eine, noch die andere Seite verwenden, also zum Beispiel auf die Frage „Ist das ein Mann oder eine Frau“

22 Vgl. den Locus Classicus für den Satz des Widerspruchs in der aristotelischen *Metaphysik*, Buch Γ 1005b15ff.: „[U]nd das sicherste unter allen Prinzipien ist dasjenige, bei welchem Täuschung unmöglich ist; denn ein solches muss notwendig am bekanntesten sein, da sich ja alle über das täuschen, was sie nicht erkennen, und muss ohne Voraussetzung gelten. Denn ein Prinzip, welches jeder notwendig besitzen muss, der irgend etwas von dem Seienden erkennen soll, ist nicht Annahme (Hypothese), und was jeder erkannt haben muss, der irgend etwas erkennen soll, das muss er schon zum Erkennen mitbringen. Dass ein so beschaffenes Prinzip das sicherste unter allen ist, leuchtet ein; welches aber dies ist, wollen wir nun angeben: dass nämlich dasselbe demselben und in derselben Beziehung (und dazu mögen noch die anderen näheren Bestimmungen hinzugefügt sein, mit denen wir logischen Entwürfen ausweichen) unmöglich zugleich zukommen und nicht zukommen kann. Das ist das sicherste unter allen Prinzipien“ (Aristoteles 1989: 137).

23 Vgl. den Locus Classicus für den Satz vom ausgeschlossenen Dritten in der aristotelischen *Metaphysik*, Buch Γ 1011b 25-29.: „Ebensowenig aber kann es zwischen den beiden Gliedern des Widerspruchs etwas geben, sondern man muss notwendig jeweils Eines von Einem entweder bejahen oder verneinen“ (Aristoteles 1989: 171). Bei Spencer Brown wird das Tertium non datur nicht auf der Ebene der Form vorausgesetzt, sondern auf der Ebene der *Formen*, die der *Form entnommen werden*, also im zweiten Kapitel wird zwecks Kalkülaufbau festgesetzt, dass es nur diese beiden einfachen Ausdrücke geben soll.

antworten: ein Mikrofon oder ein Hermaphrodit, dann gebraucht man in beiden Fällen eine neue Unterscheidung, die im letzteren Fall wie eine Mischung aus beiden Seiten klingt, wodurch aber eigentlich ein neuer Term gebildet wird, der wieder von anderem zu unterscheiden ist (vgl. Luhmann 2004: 74). Eine Verbindung der beiden Seiten, wie zum Beispiel in dem Ausdruck ‚Hermaphrodit‘ bildet danach keine dritte Seite der Unterscheidung, sondern eröffnet vielmehr eine neue Unterscheidung, unterschieden wird auf der elementaren Ebene zwischen ‚Hermaphrodit/alles Übrige‘. Diese Ausführungen stützen den Beginn mit einer Zweiseitenform, der unter Punkt zwei befragt worden ist.

- 4 Wie ist es zu verstehen, dass in der Ausgangsoperation, dem Unterscheiden von zwei Seiten und dem Bezeichnen von nur einer Seite *Asymmetrie* angelegt sei?

Für die Ausgangsoperation gehören Unterscheidung und Bezeichnung notwendig zusammen, da sie sich gegenseitig Sinn verleihen: Die Bezeichnung hat nur im Rahmen einer Unterscheidung von zwei Seiten Sinn, während sich andererseits der Sinn der Unterscheidung erst in der Bezeichnung erfüllt, die sie vorbereitet. Durch die Asymmetrie zwischen den beiden Seiten, die durch die Bezeichnung geschaffen wird, soll die eine bezeichnete Seite der Unterscheidung erst anschlussfähig für weitere Operationen werden.

Befragt man die bisherigen Ausführungen über mögliche Anhaltspunkte für diese Asymmetrie der beiden Seiten der Unterscheidung, dann scheinen zwei Voraussetzungen in Frage zu kommen: Zum einen könnte sich die Asymmetrie aus der Wahl des Unterscheidungstyps „Unterscheidung durch Negation“ ergeben, bei der die beiden Seiten, gerade in der allgemeinsten Form ‚Dies/Nicht-Dies (also alles Übrige) einen unterschiedlichen Grad an Bestimmtheit aufweisen, der als Asymmetrie (der Bestimmtheit) zu charakterisieren wäre. Dieser Sinn von Asymmetrie der Bestimmtheit würde auch Luhmanns Rede von der Innen- und der Außenseite der Unterscheidung rechtfertigen. Zum anderen scheint mit ‚Asymmetrie‘ einfach der implizit aufgerufene Satz des Widerspruchs artikuliert zu sein: Die beiden Seiten können nicht zur gleichen Zeit in der gleichen Hinsicht verwendet werden. Dies beides sind sehr verschiedene Sinne von Asymmetrie und in einer Spencer Brown-Exegese zeigt sich, dass der erste Sinn (Asymmetrie der Bestimmtheit) nicht auf die theoretische Ebene der Form gehört²⁴ und der zweite Sinn (Asymmetrie als Nicht-Widerspruch) in den

²⁴ Zu dem Prozess der Unterscheidung gehört ein Moment, das dem Prozess als einer Art Bewegung, einer Operation im Unterschied zu einem gegebenen Unterschied Rechnung trägt. Spencer Brown spricht vom *Motiv*, also gewissermaßen dem, was bewegt und dem Prozess des Unterscheidens Anlass, Richtung und Wirksamkeit gibt. Dies ist aber nicht wie eine diffuse Kraft

„Laws of Form“ erst in der Kalkürentwicklung im vierten Kapitel als viertes Theorem der Konsistenz (Spencer Brown 1994: 18ff.), das auch nur für die primäre Arithmetik und primäre Algebra gilt, eingeführt wird.

Durch diese beiden möglichen Sinne der Asymmetrie ist aber *nicht* ausgeschlossen, dass auf die beiden Seiten der Unterscheidung gleichermaßen in verschiedenen Hinsichten hingewiesen werden kann, also (in der Sprache Luhmanns) beide Seiten bezeichnet werden können – nicht gleichzeitig und nicht zu dem selben Zweck, hier gilt der Satz vom Widerspruch selbstredend für die Bezeichnung/Verwendung beider Seiten gleichermaßen, aber im gleichen Zusammenhang in verschiedenen Hinsichten. Was also kann mit Asymmetrie noch gemeint sein, wenn diese beiden Sinne, die sich bisher ergeben, die einseitige Verwendbarkeit der Zweiseitenformen nicht erklären können?

Ein anderer Sinn von Asymmetrie ergibt sich aus den Erläuterungen, dass die Asymmetrie sich als leichte Präferenz für die eine Seite manifestieren kann. Dieser dritte Sinn von Asymmetrie (Asymmetrie der Präferenz) impliziert eine Art Skalierung von Werten. Dem, was präferiert wird, wird ein höherer Wert als dem anderen gegeben. Wie schwierig es bei bestimmten Unterscheidungsstrukturen ist, diese Asymmetrie der Präferenz zu verstehen, zeigt sich an den Beispielen, die er – für das Asymmetrie-Modell werbend – gibt (Luhmann 2003: 20): Welcher Seite der Unterscheidung ‚Subjekt/Objekt‘ die Präferenz gegeben wird, ist für philosophische Ohren vollständig abhängig von der philosophischen Richtung. In einem idealistischen Kontext würde der Subjekt-Seite philosophische Präferenz gegeben, in einem realistischen Kontext der Objekt-Seite

zu sehen, sondern entsteht aus dem „Sehen einer Wertverschiedenheit“ (are seen to differ in value) zwischen den Seiten. Es ist bei dieser Formulierung wichtig, nicht an Bewertungen im Sinne eines Besser/Schlechter, Mehr/Weniger und auch nicht an gegebene Werte zu denken. Vielmehr gehört zu einer Unterscheidung das *Sehen* einer Verschiedenheit zwischen den beiden Seiten, die sich auf Qualitäten, Funktionen oder Wirkungen der Seiten beziehen kann. Das Interesse an dieser Verschiedenheit macht diese Qualitäten, Funktionen oder Wirkungen zu „Werten“. Die Abgrenzung der Seiten voneinander konstituiert diese Wertverschiedenheit der Seiten, die den Prozess des Unterscheidens selbst wieder nährt und ihn als Bewegung ermöglicht. Die Seiten „als von verschiedenem Wert sehen“ legt das Verständnis nahe, dass beiden Seiten ein je verschiedener Wert zugeordnet werden kann. Es ist aber durch die Formulierung die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, dass nur einer Seite ein Wert zugeordnet wird. Dann kann man die Seiten insofern als von verschiedenem Wert sehen, als dass der einen ein Wert zukommt, der anderen nicht (wobei ganz offen gelassen ist, welche Seite als von Wert gesehen wird und welche nicht, das kann aus den Seiten selbst nicht hervorgehen). Zu der Operation des Hinweisens gehört keine Asymmetrie, sondern die *Erzeugung* einer Wertverschiedenheit der Seiten, die in der Operation des Unterscheidens *gesehen* wird. Über die Qualitäten und die Beziehung der verschiedenen Werte zueinander ist keine Aussage getroffen. Ausgeschlossen sind die Möglichkeiten, dass keiner der Seiten ein Wert zugeordnet werden kann und dass beiden Seiten der gleiche Wert zugeordnet wird, denn in beiden Fällen würde die Unterscheidung aufgelöst.

und es sind Kontexte denkbar, in denen gar keine Präferenz gebildet wird. Ähnlich kontextabhängig ist eine Präferenzbildung für eine der beiden Seiten des zweiten Beispiels ‚Zeichen/Bezeichnetes‘: Was soll man da präferieren? Die strukturalistischen Semiotiker mögen die Zeichen-Seite präferieren, der Common Sense die Seite des Bezeichneten. Und schließlich erinnert im dritten Beispiel das Paar ‚Herr/Knecht‘ eben an eine (dialektische) Figur in der *Phänomenologie des Geistes* von Hegel, in der – wenn man so will – eine Präferenz gerade in die andere umschlägt, bis sich beide zu einer neuen sozialen Interaktionsform weiterentwickeln.

Ein vierter möglicher Sinn der Luhmannschen Asymmetrie stützt sich auf die subtile (semiotische) Unterscheidung in Spencer Browns „Laws of Form“ zwischen dem *marked state* und dem *unmarked state*. In den „Laws of Form“ hat diese Unterscheidung die Funktion, einen Hinweis auf den *marked state* durch die Verwendung eines Namens und einen Hinweis auf den *unmarked state* durch die Nicht-Verwendung des (einzigen) Namens zu erlauben. Um auf zwei Zustände hinzuweisen, braucht es bei größtmöglicher Reduktion und Einfachheit nur einen Namen, dies ist ein Unterschied zu fast allen anderen formalen Sprachen und Kalkülen. Um eindeutig auf zwei Zustände hinweisen zu können, genügt die Verwendung eines Namens und die Nicht-Verwendung eben dieses Namens. Die Nicht-Verwendung ist aber nicht eigens wieder ein Name. Es wird also nicht durch Negation ein zweiter Name gebildet, wie *A* und *Nicht-A* oder eben ein anderer Name eingeführt wie *A* und *B*. Die Verwendung des Namens ist Hinweis auf den einen Zustand, der der *markierte* genannt wird (*marked state*), die Nicht-Verwendung des Namens ist Hinweis auf den anderen Zustand, er sei *nicht markierter* (*unmarked state*) Zustand genannt. Die Nicht-Verwendung gibt aber keinerlei Hinweis auf die Qualität dieses Zustandes und das Verhältnis zu dem anderen Zustand. Es darf die Zeichenebene mit der Ebene der Werte der Seiten der Unterscheidung nicht konfundiert werden.

Die Nicht-Verwendung ist keine Negation von etwas, kann aber auf der theoretischen Ebene der Interpretation als solche konkretisiert werden. Der Unterschied zwischen der Nicht-Verwendung eines Namens und der Verwendung einer Negation oder eines negativen Namens ist subtil, aber zentral für die semiotische Besonderheit der „Laws of Form“. Ein Hinweis durch Nicht-Verwendung, der kein Name ist, reduziert die repräsentative, darstellende Funktion des Hinweises und betont die hervorbringende, performative Funktion, durch die der Hinweis durch Nicht-Verwendung sein Referenzobjekt (den *unmarked state*) erschafft.²⁵

25 Vgl. eine gewisse Ähnlichkeit zur Doppelfunktion der Null im Zahlensystem, einerseits als Zeichen für die Abwesenheit von Zeichen (und Dingen) und als Zeichen für eine wohl bestimmte Zahl. Diese wohl bestimmte Zahl steht aber nicht für eine Anzahl, sondern schafft ihr

Beide Arten von Hinweisen funktionieren ohne Zweifel sehr verschieden und vor allem der Hinweis durch Nicht-Verwendung des Namens (also gewissermaßen durch Nichts auf Nichts) ist für unsere Tradition äußerst ungewöhnlich. Dies jedoch als Asymmetrie zu deuten, spricht eher für die eigene Unvertrautheit im Umgang mit Leerstellen und für die Gefangenheit in der Tradition der „Nihilophobie“,²⁶ die das westliche Denken insgesamt kennzeichnet. Gegen eine Beschreibung des Verhältnisses der beiden Hinweise als Asymmetrie steht auch, dass beide im Kalkül völlig parallel, man könnte sagen *symmetrisch* verwendet werden.

Die Art, wie Luhmann das Verhältnis von Unterscheidung und Bezeichnung bestimmt, ist eine *Möglichkeit*, die Form der Unterscheidung und den Hinweis auf zwei Werte nur mittels eines Namens zu *interpretieren*. Aber diese Interpretation ist nicht identisch mit der Ebene der Form, sondern wählt eine ihrer Konkretisierungsmöglichkeiten aus und schränkt sie dadurch – wie jede Interpretation – ein. Luhmann legt also eine *Interpretation der Form der Unterscheidung* vor und entwickelt eine von verschiedenen möglichen *Unterscheidungsstrukturen*. Und die Unterscheidungsstruktur nach dem elementaren Muster „Unterscheidung durch Negation“ („Dies/Nicht-Dies – also alles Übrige“), die von ihm als Grundstruktur gewählt wird, kann als asymmetrische Struktur *interpretiert* werden (am ehesten als Bestimmungsasymmetrie).

2.2 Die Asymmetrie-These und die Geschlechterunterscheidung

Wie soll diese Grundstruktur in einer neuen Schleife für Unterscheidungen *interpretiert* werden, die gar nicht nach dem Muster „Unterscheidung durch Negation“ („Dies/Nicht-Dies – also alles Übrige“) zu funktionieren scheinen, wie die Geschlechterunterscheidung zwischen Frauen und Männern? Bei dieser Unterscheidungsstruktur ist die eine Seite ja kaum als die Negation der anderen Seite zu verstehen, vielmehr sind beide Seiten gleichermaßen bestimmt und die Asymmetrie der Bestimmtheit scheint hier nicht vorzuliegen. Der zweite Sinn von Asymmetrie ist als unterscheidungstheoretische Reformulierung des Satzes vom Widerspruch zu allgemein, als dass er als besonderes Strukturmerkmal gelten könnte. Es bleibt also der dritte Sinn von Asymmetrie, eine leichte Präferenz für eine der beiden Seiten, die zwar revidierbar ist, die aber die Anschlussfähigkeit der Unterscheidung garantieren soll.

Referenzobjekt durch ihre Funktion im Zahlensystem. Der Mathematiker Brian Rotman hat diese Doppelfunktion der Null als Zeichen und Metazeichen untersucht und versucht, das „Gespür“ für die semiotische Schwierigkeit der Null zurückzugewinnen; vgl. Rotman (2000).

26 Vgl. diese Wendung bei Lütkehaus (2003: 29).

Luhmann scheint in seinen Ausführungen über die Geschlechterunterscheidung diesen Weg zu gehen und die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern als Interpretation der Grundstruktur zu nehmen, zu der dann das Strukturmerkmal der Asymmetrie der Präferenz notwendig gehört. Der Bezug auf die theoretische Ebene der Form der Unterscheidung lässt aber (noch mindestens) eine andere Interpretation zu: Die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern ist nicht eine Interpretation der Grundstruktur „Unterscheidung durch Negation“, sondern eine Interpretation einer anderen Grundstruktur, die sich aus der Form der Unterscheidung genauso ableiten lässt, bei der zwei verschiedene Namen vergeben werden, die gleichermaßen bestimmt sind („Dies/Das“). Für diese Grundstruktur ist Asymmetrie kein notwendiges Strukturmerkmal.

Innerhalb dieser Grundstrukturen eröffnet sich ein variabler Spielraum für die konkrete Umsetzung. Für die Anwendung der ersten Grundstruktur bedeutet das, dass die Frage nach dem *Wie* der Asymmetrisierung im Kontext verschiedener Gesellschaftsstrukturen zur Differenzierung verschiedener Konkretisierungen führt. Aus deren Fülle seien zwei konkretisierte Unterscheidungsstrukturen herausgegriffen. Luhmann hat in seinen Ausführungen über die Geschlechterunterscheidung verschiedene solcher Asymmetrisierungsstrategien für die Vergangenheit und die Gegenwart konturiert und dabei einer ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Diese Möglichkeit besteht darin, die Asymmetrie über eine Repräsentationsfunktion der einen Seite einzulösen. Die Seite der Männer wird von der Seite der Frauen unterschieden, die (mehr als leichte) Präferenz gilt der Seite der Männer, da ihr die Repräsentation des Ganzen der Seinsordnung zugesprochen wird (Luhmann 2003: 23ff.). Diese in der traditionellen Gesellschaftsordnung sehr wirksame Struktur der Geschlechterunterscheidung löst die Asymmetrie der ersten Grundstruktur in Form einer hierarchischen Präferenzasymmetrie ein.

Eine andere Konkretisierungsmöglichkeit innerhalb der ersten Grundstruktur findet sich in der Frauenbewegung und Frauenforschung der 70er und 80er Jahre implizit vielfach in der Suche nach der ganz eigenen und ganz anderen Identität „der Frau“ oder einer spezifischen „women's culture“. Die eine Seite der Unterscheidung ist die der Frauen und die andere Seite der Unterscheidung ist unbestimmt offen: alles Übrige, wozu auch Männer gehören. Um die Seite der Frauen unabhängig von der Beziehung auf den traditionell vorgegebenen Gegenpol der Männer zu bestimmen, wird die Grundstruktur der „Unterscheidung durch Negation“ und deren Asymmetrie der Bestimmtheit für die asymmetrische Bestimmung des Weiblichen verwendet. Verstärkt wird diese Asymmetrie zwischen den beiden Seiten durch den dritten Sinn von Asymmetrie, die Präferenz für die Seite des Weiblichen.

Für die Anwendung der zweiten Grundstruktur, die nicht an der „Unterscheidung durch Negation“ orientiert ist, sondern bei der zwei verschiedene Namen vergeben werden, die gleichermaßen bestimmt sind („Dies/Das“) und keine Bewertungsasymmetrie vorliegt, gibt es auch eine Reihe von verschiedenen Konkretisierungen, die in der komplex geführten Diskussion über die Geschlechterunterscheidung verwendet worden sind und werden. Auch hier seien einige ausgewählt. Die eine ist dadurch gekennzeichnet, die verschieden bestimmten Seiten der Frauen und Männer in ein komplementäres Verhältnis zu setzen. Dabei wird die Funktionsverschiedenheit und die notwendige Ergänzung betont, durch die die Gleichwertigkeit beider Seiten begründet wird. Die andere Konkretisierung in der Tradition der Aufklärung legt den Akzent auf die Gleichheit der beiden Seiten in Bezug auf Vernünftigkeit, Würde und Rechte und nimmt das Vorliegen von zwei verschiedenen Seiten, der Seite der Frauen und der Männer, eher als eine faktische Gegebenheit hin. Eine dritte mögliche Konkretisierung im Rahmen dieser Grundstruktur deutet Luhmann als binäre Codierung, die Unterscheidungsstruktur, die für die durch funktionale Differenzierung gekennzeichnete Gesellschaftsstruktur typisch geworden ist.²⁷ Allerdings übernimmt die Geschlechterunterscheidung innerhalb der modernen Gesellschaftsstruktur funktionaler Differenzierung nur in einem einzigen Funktionsbereich die Rolle eines Codes, nämlich in der Familie (vgl. Luhmann 2003: 51ff.). In allen anderen Funktionsbereichen fungiert die Geschlechterunterscheidung nicht mehr auf der Ebene von Codes. Der Frau/Mann-Code übernimmt innerhalb von Familien immer weniger inhaltliche Steuerungsaufgaben, und wird, so könnte man vielleicht sagen, immer formaler, um so immer mehr Raum zu lassen für die Individualisierung in der Handhabung dieses Codes. Individualisierung kann hier Vervielfältigung der Formen des Zusammenlebens heißen, bei der die Unterscheidung selbst in sich differenziert werden kann.

Dies hat innerhalb der selbstreflexiven Dynamik der Genderforschung (vgl. Schönwälder/Wille 2003) zu neuen Unterscheidungsstrukturen geführt, die hier als dritte und vierte Grundstruktur konturiert werden sollen. Die dritte Grundstruktur kennt mehr als zwei Seiten der Unterscheidung, es gehören also drei- oder mehrgliedrige Unterscheidungsstrukturen zu dieser Grundstruktur. Innerhalb dieser Grundstruktur gibt es eine ganze Reihe von Konkretisierungsmöglichkeiten, z.B. für eine dritte Seite, die sich durch Oszillationsbiographien oder

27 Luhmanns Versuch, in dieser Unterscheidungsstruktur immer noch einen Rest von Asymmetrisierung zu sehen, die zwar durch die „Erleichterung von Crossings erheblich abgeschwächt“ sei und bei der den beiden Werten (Wert und Gegenwert) *fast* das gleiche Gewicht gegeben werde, scheint wie ein Bemühen, eine ganz andere Grundstruktur von Unterscheidungen auf die von ihm als einzig möglich postulierte zu beziehen.

Hybridbildungen²⁸ ergibt, die sich eigene Szenen und Artikulationsmöglichkeiten geschaffen haben. Innerhalb der dritten Grundstruktur eröffnet sich der Spielraum für eine „Geschlechteralgebra höherer Ordnung“.²⁹

In der vierten Grundstruktur wird das Moment des Mediums in den Vordergrund gerückt und dadurch die ganze Unterscheidungsformation verändert. Die bisher isolierte Unterscheidung (in Form der ersten oder zweiten oder dritten Grundstruktur) wird mit anderen Unterscheidungen in Beziehung gesetzt, also eingebunden in andere Differenzachsen und dadurch relativiert. Konkretisiert wird dieser Grundtyp in der Genderforschung durch die systematische Verbindung der Genderdifferenz mit anderen Differenzen wie „class“ und „race“.³⁰ Dadurch soll die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Gestaltungen sichtbar bleiben und in alle Bereiche der Genderdifferenz müssen weitere Differenzen eingetragen werden.

Mit diesen vier Grundstrukturen der Unterscheidung und ihren vielfältigen Konkretisierungsmöglichkeiten wurde und wird in Vergangenheit und Gegenwart der Lebenspraxis der Geschlechter und in der Frauen- und Genderforschung experimentiert. In der Lebenspraxis der Geschlechter sind die Strukturen und ihre Konkretisierungen in Mikropraktiken inkorporiert, einverleibt und dadurch nebeneinander wirksam.³¹

Es scheint, dass der Kontext der Aufforderung: *Draw a gender-distinction!* von konkreten Situationen der Lebenswelt bestimmt wird, in denen ein Entscheidungsspielraum dafür entstanden ist, welche der Unterscheidungsstrukturen verwendet und wie diese konkretisiert werden sollen oder wo der Aufforderung einfach nicht (mehr) nachgekommen wird und keine Unterscheidung zwischen den Geschlechtern getroffen wird, wo früher vielleicht noch eine getroffen worden wäre. Während Luhmann an anderer Stelle in allgemeineren Ausführungen entwickelt, wie aus konkreten Situationen durch Kondensierungsprozesse Strukturentwicklung möglich wird,³² scheinen wir es bei der Geschlech-

28 Mit Hybriden ist die Kombination von Attributen gemeint, die ursprünglich voneinander unterschiedlichen Gegenstandsklassen bzw. Feldern angehörten, jedoch in dem Mischwesen dann nicht aufgehoben werden, vielmehr simultan nebeneinander bestehen und in ihrer Heterogenität damit auch erhalten bleiben; vgl. Krämer (2005).

29 Damit soll die Auffassung angedeutet sein, dass Formen des Re-entry nicht nur auf der Ebene der Programmierung, sondern auch auf der Ebene von Codes selbst wirksam werden können; vgl. anders Luhmann (2005).

30 Vgl. dazu z.B. die Diskussionen in dem Sammelband „Achsen der Differenz“ hrsg. v. Knapp/Wetterer (2003).

31 Ein wichtiger Forschungszeitpunkt der Genderforschung liegt in der Beschreibung der Eigendynamiken von inkorporierten Unterscheidungsstrukturen. Vgl. zum Verhältnis von diskursivem und inkorporiertem Wissen bzw. Ideen und Gesten Wetterer (2003).

32 „Wie Strukturentwicklung eigentlich stattfindet? Nicht wie die Herstellung eines Dinges, bei dem man die notwendigen Komponenten kennt und diese zusammensetzt. Die Besonderheit

terunterscheidung mit einem umgekehrten Prozess zu tun zu haben, wo die Strukturen vervielfältigt und mehr und mehr an die konkreten Situationen zurückgegeben werden.

3. Schlussbemerkung

Umwege fordern einen Preis, sie kosten Zeit und verlangen die Bereitschaft, das Ziel oder den „Output“ für das vermeintlich „eigentliche“ Anliegen auch einmal aus dem Auge zu verlieren. Umwege sind aber nicht ohne Interesse: Der Versuch, die Fallstricke von Dichotomien zu vermeiden und Dichotomien wie Körper/Geist, Natur/Kultur, Männer/Frauen und die damit verbundenen Unterscheidungsmuster wie gegeben/gemacht oder fix/variabel aufzulösen und andere Arten des Unterscheidens zu finden, ist eine Motivationsquelle für einen Umweg über die Form der Unterscheidung. Eine andere Motivationsquelle ist die Frage nach der Möglichkeit eines selbstreflexiven Unterscheidungsgebrauchs in der Genderforschung. Umwege versprechen Gewinn. Worin liegt der Gewinn des Umwegs über die Form der Unterscheidung? Wohin hat der Umweg geführt?

Unterwegs haben sich vier Dimensionen erschlossen, die die Form der Unterscheidung für die Genderforschung relevant machen: die verfremdende, analytische, kritische und selbstreflexive Dimension. Diese Dimensionen eröffnen neue Perspektivierungen des Nachdenkens über Unterscheidungen, wie die zwischen Frauen und Männern oder *sex* und *gender* oder auch Körper und Geist oder Natur und Kultur.

Die wissenschaftliche Kunst der Verfremdung wird genährt durch das Studium der Form der Unterscheidung, das lehrt, dass zur „Grammatik“ oder „Logik“ von Unterscheidungen die gegenseitige Abhängigkeit der Momente der Unterscheidung gehört. Werden in das Verhältnis der Momente der Unterscheidung andere Ordnungsmuster als das der gegenseitigen Abhängigkeit eingeschrieben, wie Vor- und Nachordnungen, Gewichtungen, Entgegensetzungen oder Isolierungen, sind Unterscheidungsstrukturen geschaffen. Diese Ord-

der Strukturbildung scheint darin zu bestehen, dass man zunächst einmal wiederholen muss, das heißt, irgendeine Situation als Wiederholung einer anderen erkennen muss. ... Wenn man konkret hinsieht, ist jede Situation unvergleichbar – um aber wiederholen zu können, müssen wir wieder erkennen und das heißt erstens identifizieren und zweitens generalisieren, dass wir trotz der Andersartigkeit der Situation und trotz manchmal sehr erheblicher Abweichungen die Identität wieder benutzen können. Wir haben es zunächst einmal mit einer Einschränkung oder einer Kondensierung auf etwas zu tun und zugleich und dadurch bedingt auch wieder mit einer Generalisierung in dem Sinne, dass wir in ganz anderen Kontexten, in ganz anderen Situationen und oft nach vielen Jahren dieselben Menschen wieder erkennen...“ (Luhmann 2004: 107).

nungsmuster, wie z.B. das von Dichotomien, die keine Übergänge zwischen zwei Seiten der Unterscheidung erlauben, werden durch die Erinnerung an die Form der Unterscheidung befremdlich wirkende und legitimationsbedürftige Überschreibungen der Beziehungsform gegenseitiger Abhängigkeit. Die verfremdende Dimension der Form der Unterscheidung leitet dazu an, Fragen an Ordnungsmuster von Unterscheidungen zu generieren und die theoretische Einstellung der Verwunderung zu kultivieren.

Die analytische Dimension gibt mit der Differenzierung von vier Momenten der Unterscheidung eine Heuristik an die Hand, gewohnte Unterscheidungen in ihrer theoretischen Architektur durchsichtig werden zu lassen. Explizit behauptete oder implizit mitgeführte Dichotomien werden dabei auf ihre internen Motive und auf die Angemessenheit ihrer Medien hin befragt: Innerhalb welcher Medien ist es angemessen, eine Unterscheidung wie z.B. die zwischen Natur und Kultur oder die zwischen Frauen und Männern dichotom zu konzipieren? Welcher Transfer in andere Medien ist gar nicht legitim, sondern wird erschlichen? Derartige Analysen von verschiedenen möglichen Unterscheidungsstrukturen, z.B. für die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern, können durch die Erstellung einer Art „unterscheidungstheoretischen Matrix“ Überblick über das Panorama von Unterscheidungsstrukturen verschaffen. Dies wäre in einer eigenen Studie zu entwickeln.

Die kritische Dimension der Form der Unterscheidung ist an einer möglichen Unterscheidungsstruktur im zweiten Teil durchgeführt. Niklas Luhmann hat eine für seine Analysen grundlegende Unterscheidungsstruktur profiliert und auf die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern bezogen, in der die Beziehung zwischen den (beiden) Seiten einer Unterscheidung als asymmetrische bestimmt wird. Der theoretische Anspruch, der mit dieser Unterscheidungsstruktur erhoben wird, kann vor dem Hintergrund der Form der Unterscheidung, deren zentrales „Merkmal“ nicht Asymmetrie sondern Relationalität ist, kritisiert werden. Dadurch ergibt sich ein anderer Blick auf die „Frauen“- bzw. Genderforschung. Durch die Vielfalt der Unterscheidungsstrukturen, die in der Theoriebildung generiert und in der Praxis beschrieben worden sind, werden eine Menge von Möglichkeiten, die sich aus der Form der Unterscheidung ergeben, exploriert. Das führt dazu, dass an die Stelle der gültigen Unterscheidungsstruktur das Spiel mit der Pluralität der Unterscheidungsstrukturen tritt. Ähnliche kritische Studien wären zu den viel beklagten dichotomen Unterscheidungsstrukturen durchzuführen, mit Hilfe derer Unterscheidungen wie Körper/Geist Natur/Kultur aber auch Frauen/Männer häufig konzipiert werden, um deren Funktionen und Grenzen zu erhellen.

Die selbstreflexive Dimension der Form der Unterscheidung realisiert sich nur in einer ständigen *Übung*, die theoretische Einstellung der Verwunderung

auf den eigenen Unterscheidungsgebrauch zu wenden und dadurch für die Analyse und Kritik zu öffnen. *Übung* bedeutet hier dreierlei: Ähnlich wie beim beidäugigen Sehen entsteht eine neue Dimensionalität, wenn mit „einem Auge“ der Unterscheidungsgebrauch und mit dem „anderen Auge“ die Reflexion darauf stattfindet. In einem ersten Sinne von Übung ist die Verwendung „beider Augen“ zu trainieren. Übung meint in einem zweiten Sinne, dass diese selbstreflexive Dimensionalität in ihrer Weiterentwicklung nicht abschließbar und damit nie vollständig ist und nur immer wieder geübt werden kann, da jede Reflexion ihre eigenen internen Motive und Medien generiert, die nur wieder in einer erneuten Reflexion sichtbar werden können. Mehr als nur die Reflexion auf den eigenen Unterscheidungsgebrauch fordert die Arbeit mit der Form der Unterscheidung in einem dritten Sinne von Übung ständige Selbsterinnerung an die methodologische Maxime der Prozessualität und Immanenz der Form. Jedes Moment einer Unterscheidung, wie z.B. die Seite der *Frauen* im Falle der Geschlechterunterscheidung, erlangt seine Bedeutung in Abhängigkeit von den anderen Momenten. Das heißt aber auch, dass jedes Ordnungsmuster, wie zum Beispiel das der Asymmetrie der Seiten der Unterscheidung, in die Beziehungsform der gegenseitigen Abhängigkeit aufgelöst werden können muss.

Literatur

- Aristoteles (1989): *Metaphysik. Erster Halbband. Bücher I(A) – VI (E). Neubearbeitung der Übersetzung von Hermann Bonitz, Hamburg*
- Becker-Schmidt, Regina (1998): *Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: zum feministischen Umgang mit Dichotomien*, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne, Frankfurt und New York*, S. 84-125
- Braun, Christina von/ Stephan, Inge (Hrsg.) (2005): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien, Köln u.a.*
- Breger, Claudia (2005): *Identität*, in: Christina von Braun und Inge Stephan (Hrsg.), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln u.a., S. 47-65*
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.*
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin*
- Degele, Nina (2003): *Happy together. Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften*, in: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis* 54, S. 9-29
- Dewey, John (1998): *Die Suche nach Gewißheit. Eine Untersuchung über das Verhältnis von Erkenntnis und Handeln, Frankfurt/M.*
- Encyclopedia of Sex and Gender. Men and Women in the World's Cultures (2004): Volume I: Topics and Cultures A-K, Volume II: Cultures L-Z, hrsg. von Carol R. Ember und Melvin Ember, New York u.a.
- Elberfeld, Rolf (2003): *Aspekte einer philosophischen Grammatik des Altchinesischen*, in: Tilman Borsche (Hrsg.), *Denkformen – Lebensformen, Hildesheim u.a., S. 169-185*
- Esposito, Elena (2003): *Frauen, Männer und das ausgeschlossene Dritte*, in: Ursula Pasero und Christine Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays. Frankfurt/M., S. 63-79*
- Gildemeister, Regina/ Wetterer, Angelika (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*, in: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg*, S. 201-254
- Goffman, Erving (2001): *Das Arrangement der Geschlechter*, in: ders., *Interaktion und Geschlecht, Frankfurt/M. und New York*, S. 105-158
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation. Weiblich – männlich?, Opladen*
- Hagemann-White, Carol (1988): *Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren*, in: Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich (Hrsg.), *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, Bielefeld*, S. 224-235
- Haraway, Donna (1995): *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*, in: dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt/M. und New York*, S. 73-97
- Hirschauer, Stefan (2003): *Wozu 'Gender Studies'? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz*, in: *Soziale Welt* 54, S. 461 - 482
- Jullien, François (2002): *Der Umweg über China. Ein Ortswechsel im Denken, Berlin*
- Kauffman, Louis H. (2000): *Virtual Logic - Formal Arithmetic*, in: *Cybernetics and Human Knowing* 7, S. 91-95
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.) (2003): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster*
- Krämer, Sybille (2006): *Leerstellen-Produktivität: Über die mathematische Null und den zentralperspektivischen Fluchtpunkt. Ein Beitrag zu Konvergenzen zwischen Wissenschaft und Kunst in der frühen Neuzeit*, in: Helmar Schramm, Ludger Schwarte und Jan Lazardzig (Hrsg.), *Instrumente in Kunst und Wissenschaft. Zur Architektonik kultureller Grenzen im 17. Jahrhundert, Berlin*, S. 502-526
- Lorber, Judith (1999): *Gender-Paradoxien, Opladen*
- Lütkehaus, Ludger (2003): *Nichts. Abschied vom Sein. Ende der Angst, Frankfurt/M.*
- Luhmann, Niklas (2003): *Frauen, Männer und George Spencer Brown*, in: Ursula Pasero und Christine Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt/M., S. 15-62*
- Luhmann, Niklas (2004): *Einführung in die Systemtheorie*, hrsg. von Dirk Baecker, Heidelberg
- Luhmann, Niklas (2005): *„Distinctions directrices“. Über Codierung von Semantiken und Systemen*, in: ders., *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Wiesbaden*, S. 13-32
- Nassehi, Armin (2003): *Geschlecht im System. Die Ontologisierung des Körpers und die Asymmetrie der Geschlechter*, in: Ursula Pasero und Christine Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt/M. S. 80-104*
- Rombach, Heinrich (1987): *Strukturanthropologie. „Der menschliche Mensch“, Freiburg/München*

- Rotman, Brian (2000): Die Null und das Nichts. Zur Semiotik des Nullpunkts, Berlin
- Schönwälder, Tatjana/Wille, Katrin (2003): Einleitung, in: Tatjana Schönwälder-Kuntze, Sabine Heel, Claudia Wendel und Katrin Wille (Hrsg.): Störfall Gender. Grenzdiskussionen in und zwischen den Wissenschaften, Wiesbaden, S. 13-23
- Schönwälder, Tatjana/Wille, Katrin/Hölscher, Thomas (2004): George Spencer Brown. Eine Einführung in die „Laws of Form“, Wiesbaden
- Spencer-Brown, George (1994): Laws of Form, Portland
- Taraba, Sylvia (2005): Das Spiel, das nur zu zweit geht. Die Seltsame Schleife von Sex und Logik. Band 1: Logik. Eine Logik der „Gesetze der Form“ von George Spencer Brown, Heidelberg
- Tietz, Lüder (2001): Bend the Line Back into a Circle. Variabilität und Normativität alternativer Geschlechter - und Sexualitätskonstruktionen indigener Kulturen Nordamerikas im kolonialen Wandel, in: kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 14, S. 179-208
- Weinbach, Christine (2003): Die systemtheoretische Alternative zum Sex-und-Gender-Konzept. Gender als geschlechtsstereotypisierte Form „Person“, in: Ursula Pasero und Christine Weinbach (Hrsg.): Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt/M., S. 144-170
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen, in: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hrsg.), Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster, S. 286-319
- Wille, Katrin/Hölscher, Thomas (2004): Kontexte der *Laws of Form*, in: Tatjana Schönwälder, Katrin Wille und Thomas Hölscher, George Spencer Brown. Eine Einführung in die „Laws of Form“, Wiesbaden, S. 21-41
- Wille, Katrin (2007): Unterscheidungsgewohnheiten, Unterscheidungsstrukturen – literarisch und philosophisch reflektiert, in: Ingrid Hotz-Davies und Schamma Schahadat (Hrsg.), Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt. Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur, Bielefeld (erscheint)
- Wittgenstein, Ludwig (1984): Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-16 (Anh.I: Aufzeichnungen über Logik; Anh.II: Aufzeichnungen, die G.E. Moore in Norwegen nach Diktat niedergeschrieben hat), Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Band 1, Frankfurt/M.

Die Geschlechterdifferenz und die gesellschaftlichen Resonanzen zweier Gleichheitskonzeptionen der modernen Gesellschaft: Anthropologische Verschiedenheit und Gleichstellung

Ingrid Biermann

1. Einleitung

Die soziale Ungleichstellung von Frauen und Männern verstößt gegen einen der prominentesten Werte der modernen Gesellschaft: dem der Gleichheit und der Gleichstellung. Obgleich die formale Gleichheit erreicht sei, bleibe die faktische Gleichheit aus, so die Kritik von Frauenrechtlerinnen seit den 1970er Jahren. Forderungen wie „Halbe/Halbe“ und „parity“ sollen aufzeigen, dass die Gesellschaft in bevorrechtigte Männer und benachteiligte Frauen geteilt ist. Die Forderung nach gleich verteilten Zugangschancen und nach Gleichstellung lässt sich in ihrer Kompaktheit jedoch nicht durch Förderprogramme und gesetzliche Normen realisieren. Die Herbeiführung gerechter, weil gleicher Teilnahmekancen durch (starre) Quoten kollidiert mit dem Anspruch auf individuelle Gleichbehandlung, d.h. der Auswahl und dem Vergleich anhand von individuell gemessenen Leistungs- und Eignungsvoraussetzungen. Quotenregelungen haben deshalb auch zu Kontroversen um ihre Verfassungsmäßigkeit geführt (vgl. Sachsofsky 1996: 411ff.; Kodré 1998: 335ff.). Gegen den Gleichheitsstandard ist ferner angeführt worden, dass er an Teilnahmeansprüchen und -chancen von (weißen) Mittelschichtfrauen orientiert sei. Angehörige ethnischer Minderheiten und Migrantinnen profitieren davon kaum. Auf dem globalisierten Arbeitsmarkt sind mit einer neuen Gruppe weiblichen Dienstpersonals auch neue Ungleichheitsstrukturen entstanden und zwar auch zwischen Frauen (vgl. Schunter-Kleemann 2002: 82f.).

Aus unterscheidungs- und systemtheoretischer Perspektive bildet die Geschlechterdifferenz in der modernen Gesellschaft eine Unterscheidung, „die nur noch für Unruhe sorgt“. (Luhmann 1988: 62; vgl. Hellmann 1996: 15f.). Einerseits erzielt der Anspruch der Gleichheit und der Gleichstellung der Geschlechter ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und gesellschaftlicher Resonanz. Er generiert Protest, der sich in der Ausbildung einer sozialen Bewegung, d.h. der Frauenbewegung, niedergeschlagen hat. Sie beansprucht eine kritische Beob-

Christine Weinbach (Hrsg.)

Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage Juni 2007

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2007

Lektorat: Frank Engelhardt

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-14364-4

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung: Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive Christine Weinbach.....	7
Teil I: Geschlechterdifferenz und Geschlechterverhältnisse	
Gendering George Spencer Brown? Die Form der Unterscheidung und die Analyse von Unterscheidungsstrategien in der Genderforschung Katrin Wille.....	15
Die Geschlechterdifferenz und die gesellschaftlichen Resonanzen zweier Gleichheitskonzeptionen der modernen Gesellschaft: Anthropologische Verschiedenheit und Gleichstellung Ingrid Biermann.....	51
Anima pastoris Maren Lehmann.....	81
Geschlecht als sozialpsychologische, sozialstrukturelle und differenzierungstheoretische Kategorie. Zur Erforschung von Geschlechtszurechnungen und ihren Konkurrenten – mit Ergebnissen aus einer Umfrage Gerd Nollmann.....	109

Teil II: Ebenendifferenzierung: Interaktion, Netzwerk, Organisation, Funktionssystem

Überlegungen zu Relevanz und Bedeutung der Geschlechterdifferenz in funktional gerahmten Interaktion
Christine Weinbach.....141

Netzwerk und Geschlecht – im Kontext
Veronika Tacke.....165

GENDER WORKS? Zu Diskriminierung, Funktion und Codierung im Geschlechterverhältnis
Iris Koall.....191

Religion, Inklusion und Geschlechterungleichheit: Zur Kommunizierung des Geschlechterverhältnisses in Mission und Ökumene
Heidemarie Winkel.....233

Zu den AutorInnen.....265

Zur Einführung: Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive

Christine Weinbach

Die Beiträge dieses Sammelbandes beobachten die Geschlechterdifferenz mit der Luhmannschen Theorie sozialer Systeme. Sie betreiben *Gender Studies*, indem sie die Verwendung der Geschlechterdifferenz durch Beobachter beobachten, die sie mit Hilfe systemtheoretischer Differenzen identifizieren und voneinander unterscheiden können. Systemtheorie dient ihnen als „Methode der Beobachtung“ (Nassehi/Saake 2002). Zugleich wird durch die Annahme, „dass es Systeme gibt“ (Luhmann 1987: 30), welche die Geschlechterdifferenz zur Beobachtung verwenden, „aktive Gegenstandskonstitution“ (Amann/Hirschauer 1999: 502) betrieben. Die Beiträge dieses Bandes nehmen somit die Forderung von Gudrun-Axeli Knapp ernst, dass, wer beobachtet, wie und in welchen Kontexten die Geschlechterdifferenz Verwendung findet, seinen Beobachtungsstandpunkt „mit Blick auf die Differenz und den Zusammenhang von Genesis und Geltung wissenschaftlichen Wissens begründen können“ muss (Hirschauer/Knapp 2006: 28f.).

Die Wurzel des *paradoxen Standortes* dieses Sammelbandes – es werden Systeme beobachtet, die erst im Moment des Gebrauchs systemtheoretischer Unterscheidungen existieren – ist nicht der systemtheoretischen Architektur geschuldet, sondern vielmehr auf den epistemologischen Zirkel rückführbar: Das erkennende Subjekt unterscheidet sich von dem, was es beobachtet, indem es eine Grenze zwischen sich und seinem Objekt zieht und beide Seiten somit erst hervorbringt. Die Systemtheorie nimmt diesen Zirkel produktiv in Gebrauch und reflektiert darauf, dass die soziologische „Reflexion des Faches von der Wahl einer soziologischen Theorie, die innerhalb des Faches nur eine Theorie neben anderen sein kann“ abhängig ist (Kieserling 2000: 38). Die Luhmannsche Systemtheorie zu wählen, bietet ihrem ‚Benutzer‘ somit – neben dem analytischen Potential, das sich aus ihrer Verknüpfung von Konstruktivismus und Gesellschaftstheorie ergibt – die autologische Verstandortung. Die Luhmannsche Systemtheorie ist eine autologische Theorie (vgl. Luhmann 1992), weil sie in sich selbst noch einmal vorkommt, indem sie sich als eine soziologische Theorie der soziologischen Fachdisziplin im Funktionssystem Wissenschaft beschreibt, die um ihren relativen Beobachtungsstandort weiß und ihre Beobachtungser-